Milly Moyne.

Roman

von

J. F. Smith.

Aus dem Englischen

von

Albert von Schraishuon.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Franckh'sche Verlagshandlung.
1860.

Druck der K. Hofbuchdruckerei Zu Guttenberg in Stuttgart.

Achtzehntes Kapitel.

Das Entkommen ihrer Nichte vermehrte wo möglich noch den Haß, den Martha gegen die Häuserbewohner hegte. Schon längst betrachtete sie sich als das Mitglied einer verfolgten Race, und wahrscheinlich nicht ohne einen Anschein von Grund; denn im Ganzen läßt sich das Recht der Gesellschaft, diejenigen zu strafen, welche sie noch niemals zu bessern versucht hat, wohl in Frage stellen.

Die alte Frau saß noch immer ihrem Karren gegenüber, indem sie ihren gebeugten Körper in wellenförmiger Bewegung hin und her wiegte, nicht unähnlich einer Schlange, ehe diese auf ihr Opfer losschießt. Zuweilen murmelte sie Worte, die man wohl für Verse hätte halten können, in ihrem rumänischen Rothwelsch vor sich hin. Höchst wahrscheinlich waren es Verwünschungen, denn sie schienen einen besänftigenden Einfluß auf sie zu üben.

Plötzlich hörte diese Bewegung auf und die schwarzen, tiefliegenden Augen der Zigeunerin wandten sich dem schmalen Feldwege zu, der nach dem Walde führte. Ihr scharfer Gehörsinn hatte den Schall nahender Fußtritte vernommen und der Ausdruck ihres Gesichts wurde noch starrer als zuvor.

„Er kommt, um mich nach seiner Braut zu fragen," sprach sie. „Nun! 's ist nicht meine Schuld."

Im nächsten Augenblicke erschien Kaled, gefolgt von Squills, Jinks und einem baumstarken Burschen Namens Simon Lee. Der Erstere hatte eine sehr stürmische Unterredung mit Keelan gehabt, der sich weigerte, seine Autorität als Haupt des Stammes geltend zu machen, um seine Enkeltochter zu nöthigen, seine Frau zu werden.

Ja, der alte Mann hatte ihn sogar gewarnt und ihm gedroht.

„Wo ist Milly?" fragte er barsch.

Seine Mutter schwieg stille.

„Hörst Du mich nicht?"

„Wie geht es, Mrs. Hearn?" fragte Squills, indem er sich neben sie setzte und seine Pfeife anzündete. „Ihr seid wohl erfreut, uns zu sehen? Ihr habt also die Ausreißerin eingefangen?"

„Und sie nach den Zelten zuwückgebwacht," stotterte Jinks, der seit seinem Abenteuer in der Scheune die Worte mit dem Buchstaben r nicht mehr recht aussprechen konnte. „Es ist wahw, ihw seid ein Weib wie's wenige gibt, das fehlt sich nicht; eine wahwe Ziewde des Lagews — dew Stolz desselben."

„Keelan," bemerkte Lee, der seit langer Zeit schon sich Mühe gab, das Oberhaupt der Horde zu werden, „will nichts von der Heirath wissen — er wird alt und kindisch; deßhalb wollen wir die Sache in der Stille hier unter uns abmachen."

Martha gab noch immer keine Antwort.

Unterdessen hatte Kaled den Karren durchsucht

und stand jetzt blaß vor Enttäuschung und Wuth, sein Opfer nicht gefunden zu haben, vor ihr.

„Wo ist sie?“ fragte er vor Zorn ganz heißer.

„Die Häuserbewohner haben sie mir vor den Augen weggenommen,“ versetzte die Zigeunerin, zum erstenmale das Stillschweigen brechend. „Es war nicht meine Schuld — ich that mein Möglichstes es zu verhindern.“

„Nicht Deine Schuld,“ wiederholte der Sohn mit einem derben Fluche; „wessen denn? Aber es geschieht mir recht — es geschieht mir deßhalb recht, weil ich auf Dein dummes Geschwätz vom Gesetz des Stammes hörte, während ich sie in meiner Gewalt hatte. Hätte ich meinem Sinne gefolgt, so wäre ihr die Lust vergangen, mich verlassen zu wollen.“

„Kaled!“ sagte seine Mutter, ihre Hand auf seinen Arm legend.

„Laß mich!“ rief der junge Bösewicht, indem er ihr einen Schlag versetzte, „das ist die Folge von Deinem gedankenlosen Geschwätz.“

Es war fürchterlich anzusehen, welchen Effect der Schlag auf Martha hervorbrachte. Ihr braunes Gesicht wurde todtenblaß; der Schauer, welcher ihren Körper durchzuckte, war der stille Protest der beleidigten Natur gegen den Schimpf. Sie hatte in ihrem Leben schon manchen härtern Schlag erhalten, und darüber gelacht — sie hatte dem Zorn ihres rohen Mannes getrotzt, der im Zustande des Rausches und der Leidenschaft nicht mehr wußte, was er that, ohne dabei im mindesten sich zu fürchten — jetzt aber schien ihre Kraft gebrochen und sie sank ohne ein Wort zu sprechen zu Boden. Es geschah dieß nicht

aus Schmerz über den Streich, sondern wegen der Hand, die ihn versetzt hatte.

„Du bist zu rasch," bemerkte Simon Lee, der seine besondern Gründe hatte, mit der Zigeunerin gut zu stehen.

„Gerade wie sein Vater, nicht wahr, Mistreß Hearn — ein Wort und ein Streich?"

„Und zwaw dew Stweich zuewst," murmelte Jinks.

Kaum war das Vergehen geschehen, als auch Kaled's Zorn verflogen war. Er erinnerte sich, daß seine Mutter reich sein solle und noch überdieß einen Theil des Inhalts der Kiste ihres Bruders Keelan erben würde. Auch fiel ihm ihre frühere Nachsicht und Freigebigkeit gegen ihn ein.

„Laß es gut sein, Mutter," sprach er, „denk' nicht mehr daran. Hol' mich der Teufel! — es thut mir leid, Dich geschlagen zu haben. Wenn ich heißblütig und von raschem Temperament bin, so habe ich dieß nur von Dir geerbt. Komm, gib mir die Hand."

Er versuchte die gelbe eingeschrumpfte Hand der alten Zigeunerin zu fassen, die aber schaudernd vor ihm zurückfuhr.

„Was — Du willst nicht, Du willst nicht?" rief er aus. „Nun, so schmolle so lang Du willst. Ich bin jetzt ein Mann und lasse mich nicht länger von einem Weibe tyranniſiren, wenn dasselbe auch meine Mutter ist. Komm altes Haus," fügte er bei, sie derb am Arme fassend, „gib mir Deine Pfote. Du weißt ja, die Hearn's sind so gut wie die Keelan's."

Mit einer Kraft, die man Martha kaum zugetraut hätte, schleuderte sie ihn aber von sich weg und indem sie die alte Sammthaube vom Kopfe riß,

stand sie gleich einer erzürnten Wahrsagerin, deren lange graue Haare über die Schultern flatterten, da.

„Du hast diejenige geschlagen, die Dich geboren hat," rief sie aus, „deßhalb soll Dein Tod so schrecklich sein, wie Deine That. Du hast die Brust beschimpft, die Dich genährt hat. Grimmige und schlechte Leidenschaften sollen Dich nie zum Frieden gelangen lassen. Kummer und getäuschte Hoffnungen sollen Dich erwarten. Mögen diejenigen, denen Du vertraust, Dich betrügen, diejenigen, welche Du liebst, Dich verabscheuen. Der Fluch, der Fluch," setzte sie ganz außer sich hinzu, „der rumänischen Mutter laste für jetzt und immerdar auf Dir!"

Der schuldige, von Entsetzen ergriffene Elende, der das erste und heiligste Gesetz der Natur verletzt hatte, stand entsetzt über die Heftigkeit dieser Verwünschung da. Gleich den Meisten seines Stammes war er äußerst abergläubisch, und bildete sich ein, dieselbe habe ihn bereits erreicht.

„Laßt es gut sein, Mistreß Hearn," sagte Simon Lee. „Kaled ist im Ganzen kein so schlimmer Bursche. Er hat Euch ja nicht verwundet. Vergeßt und vergebt."

„Zurück!" schrie das Weib; „es klebt Blut an Dir."

Der Zigeuner warf ihr einen scheuen Blick zu und zog sich zurück.

„Ich mische mich nie in Familienstreitigkeiten," bemerkte Squills philosophisch. „Es kommt nichts dabei heraus — man kriegt nur mit beiden Theilen Händel."

Jinks sprach die gleiche Ansicht aus.

„Höre mich, Mutter," sagte Kaled, der seine frühere Keckheit einigermaßen wieder erlangt hatte, „ich hatte vielleicht Unrecht Dich zu schlagen, aber hol' mich der Teufel, einen solchen Fluch verdiente ich nicht."

Ohne ihn einer Antwort zu würdigen, zog sich Martha in ihren Karren zurück und fing an sämmtliche Gegenstände, die ihrem Sohne gehörten, auf den Rasen zu werfen.

„Komm mit mir," rief Simon Lee; „man wird jetzt doch nicht mit ihr fertig. Milly kann noch nicht weit sein, — laß uns nach ihr den Wald durchstreifen. Ich weiß, was es heißen will, das Nachsehen zu haben: ich habe Mitleid mit Dir."

Der Vorschlag fand Beifall und Lee machte sich mit seinen Kameraden auf, um die ganze Umgegend nach jeder Richtung nach Milly und deren Kind zu durchstreifen. Liebe — wir bedauern, auf diese Weise das Wort zu mißbrauchen — war nicht die einzige Triebfeder Kaled's, indem er — neben seiner Leidenschaft für das Zigeunermädchen — auch ein Auge auf deren Erbschaft geworfen hatte. Es herrschten nämlich gar mancherlei Vermuthungen über den Inhalt der eisenbeschlagenen Kiste, auf welcher der Großvater des Mädchens beständig schlief.

Die Bursche waren noch nicht lange weggegangen, als Martha von der Karavane seitwärts abbog. Es lag etwas Finsteres in ihrer Miene und in ihrem Wesen, als sie ihr Pferd antrieb, das auf einen festgefaßten Entschluß deutete.

„Ich will meinen Stamm verlassen," murmelte sie vor sich hin. „Von jetzt an will ich allein in der

Welt leben und einsam sterben. Denn es ist jetzt ganz gleich," fügte sie nach einem kurzen Ueberlegen hinzu, „wo ich sterbe oder wer die Augen der alten heimathlosen Zigeunerin schließt; — es ist jetzt alles aus. Ich bin mit den Hearn's und Keelan's fertig. Glücklicher Weise brauche ich sie nicht; vielleicht brauchen sie mich mehr."

Unter diesem tröstenden Gedanken ergriff sie den Zügel ihres Pferdes und lenkte es aus der Thalschlucht auf den Fußweg, der auf die Chaussee nach Kotswold führte.

Milly und ihr Kind gelangte, von ihren Beschützern begleitet, wohlbehalten unter den Baum, wo das Vesperbrod so lange schon bereit stand.

Das Eintreffen der Ankömmlinge wurde von den hungrigen Knaben mit einem Freudenschrei begrüßt.

„Was in aller Welt bringt ihr denn da mit?" fragte Jodrel.

„Philipp hat ein kleines Kind gefunden," bemerkte Howard, belustigt über die sorgfältige Weise, mit welcher Philipp Blandford das kleine unschuldige Wesen trug.

Mit dem ihrem Alter eigenthümlichen offenen Wesen erklärten die Knaben alle, daß die junge Mutter und ihr Kind ihnen von Herzen willkommen sei. Sobald ihr Hunger gestillt war, verlangten sie von Oliver die Mittheilung seiner Abenteuer.

„Nichts jetzt von Abenteuern," rief Peter Marl, „dazu ist es keine Zeit, denn die Sonne wird schon untergegangen sein, ehe wir nach Hause kommen."

„Nein, nein," riefen einige der Knaben, „wir brauchen nicht mehr als drei Stunden."

„Ihr vergeßt die Frau," bemerkte der alte Soldat, „und das Kind — die dürfen nicht zurückgelassen werden."

Auf die Nachricht hin, daß diese sie nach Carwell Hall begleiten sollten, stritten sich die Knaben förmlich um die Ehre, das Kind tragen zu dürfen.

Während sie eben eifrig mit dem Wiederbepacken des Speisekorbs beschäftigt waren, kam die Chaise angefahren, in welcher Oberst Grey und dessen Freunde saßen. Der Major erkannte seine Zöglinge und befahl dem Postillon zu halten.

Er wurde mit herzlichen Glückwünschen über seine Rückkunft bewillkommt, indem zugleich Oliver Brandreth und Philipp Händedrücke mit John Compton wechselten.

„Gerechter Gott!" rief der letztere, seinen Mündel betrachtend, „wie der Knabe gewachsen ist. Ihren Brief habe ich erhalten, Oliver. Ihr Freund Randal ist wohlauf."

„Haben Sie ihm über die See geholfen?" fragte der Jüngling.

„Nein; habe Nachfragen angestellt — habe seine Geschichte wahr gefunden. Gescheidter Junge. Habe ihn in meinem Comptoir untergebracht."

„Ich danke Ihnen!" rief unser Held sehr erfreut; „das ist besser als ein ganzes Dutzend goldener Uhren."

„Philipp," sagte der Vormund, „was war denn das, was ich Dich so sorgfältig auf das Gras niederlegen sah, als der Wagen anhielt?"

„Ein kleines Kind."

„Was?"

„Ein kleines Kind!“ riefen sämmtliche Knaben in jubelndem Chor, „und hier ist die Mutter davon.“

Peter Marl und Oliver erzählten nun ihr Abenteuer in der Thalschlucht mit Martha; und an Major Henderson wurde von seinen Zöglingen die Bitte gestellt, ihnen zu gestatten, unter sich eine Collecte veranstalten zu dürfen, um dadurch Milly die Mittel zu verschaffen, mit ihrem Kinde nach London gelangen zu können.

„Wozu dieß,“ sagte John Compton, „das ist gar nicht nöthig. Behaltet euer Taschengeld; wenn ihre Geschichte wahr ist, woran ich im Geringsten nicht zweifle, so werden Oberst Grey und ich sie zu ihrem Gatten geleiten. Aber Zigeuner und Abenteuer im Walde sind nicht besonders nach meinem Geschmack,“ fügte er bei. „Wenn es Ihnen recht ist, Herr Major, so wollen wir uns vorerst nach Carwell Hall auf den Weg machen und diese junge Person mit uns nehmen.“

Major Henderson, auf welchen nicht nur die Schönheit, sondern auch die anmuthige Bescheidenheit Milly's Eindruck gemacht hatte, stimmte sogleich bei und räumte seinen Sitz in der Chaise mit der Erklärung, daß er es vorziehe mit den Knaben zu Fuß nach Hause zu gehen.

Es war ein Glück, daß dieß geschah, denn auf dem Rückwege begegneten sie den vier Zigeunern, welche, wäre Milly mit dabei gewesen, wahrscheinlich mit Gewalt sie und das Kind mit sich fort zu nehmen versucht haben würden.

So begnügten sich die Zigeuner, sie argwöhnisch zu mustern.

Bei ihrer Ankunft in der Halle fanden sie nicht

nur John Compton und den Obersten, sondern selbst den bedächtigen Advocaten sehr für Milly Moyne eingenommen, welche ihnen ihre Geschichte in der einfachen schlichten Weise erzählt hatte, die überzeugender ist als Beredtsamkeit, weil sie von Wahrheit unzertrennlich ist.

„Sie sagt, Harly habe sie geheirathet," bemerkte John Compton. „Es war dieß keine Finanzspeculation. Aber der Mensch kann nicht immer an Geld denken. Ich glaube ihr."

„Auch ich," setzte der Oberst hinzu.

Mr. Marling gab durch ein leichtes Hüsteln zu verstehen, daß er nicht der gleichen Ansicht sei. Aus Milly's Mittheilung ging hervor, daß die Ceremonie heimlich gewesen sei, und er war ein zu praktischer Mann, als daß er nicht hätte wissen sollen, was dieß in den meisten Fällen zu bedeuten habe.

Unter allen Umständen wurde jedoch Milly der Fürsorge der Haushälterin für diese Nacht übergeben, und John Compton erklärte entschieden, daß er sie nicht aus dem Gesicht lassen werde, bis er sie wieder ihrem Gatten zurückgegeben habe.

Der würdige Mann hatte keine Ahnung, welche Folgen sein Versprechen haben würde.

Zu Ehren des Besuchs seines Vormunds wurden Philipp und sein Freund eingeladen, mit dem Major zu speisen; bei dieser Gelegenheit erfuhr unser Held das erste Wort von dem Besuch der Herren in Melina House.

„Dem Himmel sei Dank," rief er aus, „daß Lady Fairclough endlich frei geworden ist."

„Meine Mutter!" rief Philipp, vor welchem die

Sache bis jetzt geheim gehalten worden war — „meine liebe, theure Mutter ist die Bewohnerin eines Irrenhauses!“

Oliver beeilte sich ihm zu erläutern, daß dieß die verwittwete Lady Fairclough und was noch merkwürdiger, dieselbe Frau sei, welche zugleich mit ihnen Obdach in der Scheune gesucht habe.

„Kann dieß mein Stiefvater wissen?“ rief der Jüngling voll Unwillen.

„Es wäre nicht die erste und einzige Unmenschlichkeit, die er begangen hat,“ bemerkte sein Vormund; „aber in vorliegendem Falle haben wir ihm, glaube ich, doch Unrecht gethan. Die Dame ist augenscheinlich wahnsinnig — ihr Geist ist umnachtet. Weder ihr Onkel noch unser Rechtsfreund hier vermochten ein Wort aus ihr herauszubringen.“

„Sprechen Sie von der Lady?“ fragte Oliver Brandreth höchlich erstaunt.

„Ja, mein Lieber. Von niemand Anderem.“

„Dann müssen Sie getäuscht, schändlich getäuscht worden sein,“ rief unser Held warm; „denn wenige Minuten vor Ihrer Ankunft — ich sah Ihre Chaise vor dem Portierhäuschen — gelang es mir, mich mit ihr zu besprechen und nie hörte ich Jemand vernünftiger reden. Sie erkannte mich augenblicklich und versprach mir, keine Aufregung aufkommen zu lassen, sondern in Ihrer Gegenwart ruhig und gefaßt zu bleiben.“

Die Herren sahen sich erstaunt und zweifelnd an.

„Irgend eine wirklich Wahnsinnige muß an ihrer Stelle Ihnen vorgeführt worden sein,“ setzte Oliver hinzu.

„Das ist unmöglich," bemerkte Major Henderson; „Sie vergessen, daß ihr Onkel, Oberst Grey, mit dabei war."

„Und hat sie diesen nicht erkannt?"

„Weder ihn noch einen von uns," versetzte sein Pflegevater nachdrücklich. „Lassen Sie uns aber den Umstand ruhig und überlegt in's Auge fassen. Wir trafen unerwartet in Melina House ein. Um der Möglichkeit einer Benachrichtigung an den Eigenthümer der Anstalt vorzubeugen, vermieden wir Kotswold. Doctor Sellen verließ uns keinen Augenblick, sondern schickte nach seiner Patientin."

„Wen?"

„Einen Wärter, den er Howlet nannte."

„Den Elenden, der sie im Garten verfolgte," sagte Oliver, „und in's Haus zurückschleppte; den Sir Aubrey beauftragt hatte, ihre Spur zu verfolgen, nachdem sie aus ihrem Hause entflohen war; denselben Burschen, Herr Major," fuhr er fort, „der an der Leiter an Philipp's Fenster hinaufstieg und welchen wir hernach in der Menschenfalle fingen?"

„Beweise genug, um vor jedem Gerichtshof des Königreichs seine Identität herzustellen," bemerkte der Advocat. „Haben Sie noch andere Gründe, junger Herr, sich seiner zu erinnern?"

Major Henderson lächelte, während sein Zögling bis unter die Schläfe erröthete.

„Ich denke, Sie werden diejenigen, welche er aufgezählt hat, genügend finden," versetzte der erstere gut gelaunt.

„Ja gewiß," sagte Mr. Marling.

Als John Compton hörte, daß einer der Wärter

von Melina House um Carwell Hall herum sich zu schaffen gemacht habe, und sogar an Philipp's Zimmer hinaufgestiegen sei, fing er an um die Sicherheit seines Mündels besorgt zu werden. Der Gedanke lag zu nahe, daß Sir Aubrey Fairclough bei der Sache betheiligt sei, als daß man so leicht hätte darüber weggehen können.

„Ich wollte, wir wären in der City," seufzte er.

„Dort wüßte ich, was ich zu thun hätte; wir haben dort Polizei, Entdeckungsbeamte, Magistrate."

„Diese alle haben wir auf dem Lande auch," bemerkte sein Gastfreund. „Sprechen Sie Ihre Wünsche aus, und ich werde Sorge tragen, daß sie ausgeführt werden."

„Vor Allem wünsche ich einen Verhaftsbefehl gegen Howlet zu erhalten."

„Den sollen Sie haben."

„Sodann ein paar entschlossene Officianten, um denselben auszuführen."

„Die will ich Ihnen verschaffen."

„Und endlich möchte ich in den Stand gesetzt werden, ohne vorher angekündigt zu sein, in die innern Räume von Melina House zu gelangen."

„Dazu kann ich Ihnen verhelfen," rief Oliver, „wenn Sie meiner Anleitung folgen wollen."

Neunzehntes Kapitel.

John Compton war einer jener Menschen, die ihre Geschäftsgewohnheiten auf alle Handlungen ihres Lebens übertragen. Seine Wohlthaten wie seine Vergnügungen wurden methodisch und nach einer gewissen Schablone ausgeführt. Wenn er etwas Gutes that, so konnte er es nur auf seine Weise thun, und wir treten seinem Wohlthätigkeitssinn nicht zu nahe, wenn wir behaupten, daß ihm die Führung einer Sache eben so viel Genuß gewährte, als deren Resultat.

Bei dem Plane, den der große Citymakler entworfen hatte, den Gesundheitszustand der Lady Fairclough und die Ehrlichkeit des Arztes auf die Probe zu stellen, berechnete er zum Voraus alle Wechselfälle des Erfolgs und des Mißlingens, und wog beide nach allen Richtungen eben so sorgfältig ab, als er es bei irgend einer Operation an der Börse oder auf dem Markte gethan haben würde.

Es war dieß so seine Art und John Compton konnte sich davon nicht los machen.

Sein erster Schritt war, den Obersten Grey zu bitten, einen Brief, von London datirt, an den Eigenthümer von Melina House zu schreiben, worin er als der Patientin nächster Verwandter verlangte, daß ihm jeden Monat ein Bericht über deren Gesundheitszustand eingeschickt werde.

Diesen Brief schickte er seinem Buchhalter Barnes mit dem Auftrage, ihn sogleich zur Post zu befördern.

Weder der Major noch der Aussteller des Briefs begriffen den Nutzen davon.

„Ich will es Ihnen sagen," versetzte der Geschäftsmann wohlgefällig, „obgleich ich über derlei Dinge gerne ein Stillschweigen beobachte. Doctor Sellen wird dadurch sicher gemacht werden und im Glauben, daß der Oberst nach London zurückgekehrt ist, wird er der Lady gestatten, in gewohnter Weise im Garten spazieren gehen zu dürfen."

Nun handelte es sich zunächst darum, einen Befehl zur Verhaftung des Wärters, John Howlet, und ein paar intelligente Officianten zu dessen Ausführung zu bekommen. Den erstern verschaffte ihm sein Gastfreund vom nächsten Friedensrichter auf die eidliche Aussage Oliver Brandreth's und der Knaben, welche denselben in der Menschenfalle gefangen hatten; um die Officianten schickte John Compton nach London.

Nachdem alles geordnet war, machte sich die Gesellschaft am vierten Tage nach ihrer Ankunft in Kotswold zu ihrer Expedition auf den Weg.

Unser Held durfte mit dabei sein.

Wenige Stunden nach der Abreise ihrer Freunde aus Melina House war Lady Fairclough nicht allein wieder zum Bewußtsein, sondern auch wieder zur völligen Erkenntniß ihres Elends gelangt. Sie erinnerte sich vollkommen ihrer Unterredung mit Oliver, und entsann sich, wiewohl etwas unsicher, daß man sie nach dem Hause zurückgebracht habe. Was aber hernach erfolgte, davon wußte sie gar nichts mehr. Vergebens war ihr Flehen, man möchte ihr doch sagen, ob ihr Verwandter sie zu besuchen eingetroffen sei oder nicht. Ihre Wärter bewahrten ein hartnäckiges Stillschweigen.

„Einbildung, meine theure Lady, Einbildung,“ versetzte der Doctor, an den sie dieselbe Frage gestellt hatte; „eine Form, welche Ihre eigenthümliche Krankheit häufig annimmt — eingebildete Unterredungen — die Diagnose Ihres Leidens.“

„Elender!“ unterbrach ihn die Lady in einem so kalt verächtlichen Tone, daß dadurch eine augenblickliche Schaamröthe auf das Gesicht ihres Peinigers trat; „begnügen Sie sich damit, mich zu quälen und fügen Sie nicht noch Beleidigungen hinzu.

„Sie werden aufgeregt,“ bemerkte der kleine Mann boshaft; „ich fürchte, daß ich ein Bad verordnen muß.“

Lady Fairclough schwieg zitternd stille.

Das Regenbad ist, wenn es grausamerweise über eine gewisse Zeit ausgedehnt wird, eines der verschiedenen Strafmittel, durch welches die unglücklichen Bewohner gewisser Irrenanstalten, die entweder in ihrer Narrheit allzu unruhig, oder die noch nicht närrisch genug sind, so daß ihre Wärter mit ihnen anfangen können was sie wollen, systematisch zum Gehorsam gefoltert werden.

„Ja! ja,“ fuhr der professionsmäßige Verbrecher fort, sich an ihrem Entsetzen weidend; „die Douche zwanzig Minuten lang wird Ihnen gut thun.“

Lady Fairclough stieß einen matten Schrei aus.

„Oder von einer halben Stunde vielleicht.“

„Verschonen Sie mich,“ rief sie aus, flehentlich die Hände ringend, — „verschonen Sie mich!“

„Da haben wir's,“ sagte der Doctor; „Sie werden jeden Augenblick aufgeregter. Man sieht es an ihren Handbewegungen.“

Das unglückliche Opfer zog augenblicklich die Hände auseinander und ließ sie unterwürfig an der Seite herabhängen.

„Hm!“ murmelte ihr Peiniger; „so ist es besser.“

„Ich will ruhig — geduldig wie das Elend sein,“ sagte die Lady, „wenn Sie mich verschonen wollen.“

„Nein.“

„Nur dieß Einemal.“

„Nein,“ versetzte Doctor Sellen, in demselben kalten höhnischen Tone.

„Ungeheuer!“ rief die gequälte Frau unwillig; „ich unterwerfe mich dieser schändlichen Behandlung durchaus nicht. Lieber tödte ich mich zuvor!“

Der Eigenthümer von Melina House schellte und befahl dem auf dieses Zeichen erscheinenden Diener ihm Mrs. Hewson und zwei andere weibliche Wärterinnen zu schicken.

„Dieß haben Sie sich selbst zugezogen,“ bemerkte er, als der Diener weggegangen war.

Lady Fairclough sprang aber durch das offene Parterrefenster und rannte mit der Eile des Entsetzens in den Garten. Ihr Verfolger sah ihr Weggehen fast mit Gleichgültigkeit an. Die Mauern, welche sein Etablissement umgaben, waren zu hoch, und der Ausgang zu sorgfältig bewacht.

Daher begnügte er sich, Howlet herbeizurufen, und diesem zu befehlen, ihr zu folgen und sie zurückzubringen.

Der Wärter machte sich augenblicklich zu ihrer Verfolgung auf den Weg.

„Ich muß den Geist dieser Frau brechen,“ murmelte sein Herr. „Es ist merkwürdig, wie lange sie

es aushält. Sir Aubrey sollte viel freigebiger sein, in Betracht der Gefahr, der ich mich aussetze, und der Mühe, welche sie mir verursacht. Wenn Sie mir entwischte, so würde mir dieß vielen Schaden verursachen — ja am Ende gar den Ruin meines Geschäfts nach sich ziehen! Ich muß um jeden Preis dieß zu verhindern suchen."

Verbrechen, wäre wahrscheinlich das richtigere Wort gewesen.

Die zitternde Flüchtige erreichte einen mit dichtem Gebüsch bepflanzten Theil des Gartens, noch ehe ihr Verfolger sie zu Gesicht bekam. Gleich dem gehetzten Wild suchte sie Schutz im tiefsten Dickicht, wo sie erschöpft und athemlos zu Boden sank.

Die Einsamkeit — das Entsetzliche ihrer Lage — die gänzliche Hilflosigkeit, in der sie sich befand, raubte ihr fast ihre ganze Kraft.

Eines der Bande um das andere, welche sie an das Leben gekettet hatten, war mit rauher Hand zerrissen worden. Zuerst war ihr Gemahl, den sie so innig geliebt hatte, dessen Andenken noch immer ihre Thränen flossen, dann ihr Kind, und endlich die Freiheit ihr entrissen worden!

In diesem trostlosen Augenblicke fühlte Lady Fairclough die ganze Bitterkeit des Alleinstehens in der Welt, — ohne rathgebende Freunde, ohne Verwandte, die sie beschützten.

Allein! es ist dieß ein trauriges Wort, das so manche glänzende Existenz trübt. Allein! es klingt dieß wie eine Grabschrift, die schwer auf dem Herzen und dem Geiste lastet und die selbst eines Engels Wort nicht zu verwischen vermag.

Die Erinnerung an die Vergangenheit riß das Leichentuch hinweg, welches die Zeit über die kurzen Freuden ihrer früheren Jahre gebreitet hatte und indem sie nochmals das Wort Allein! murmelte, fing sie an bitterlich zu weinen.

Fußtritte erweckten sie aus ihrem schmerzvollen Traume. Sie lauschte athemlos. Es war nicht der schwere Schritt des schurkischen Wärters, sondern der leichte, elastische Tritt der Jugend. Sie zog daher vorsichtig das Gebüsch auseinander, um den Weg überblicken zu können, und erkannte ihren frühern Beschützer Oliver Brandreth, dem mehrere Herren in einiger Entfernung auf dem Fuße folgten.

Mit einem Freudenschrei sprang das lang verfolgte Opfer aus seinem Versteck hervor und dem Obersten Grey um den Hals fallend, bat es diesen in flehendem Tone um Schutz und Rettung.

„Ich soll Dich schützen!“ wiederholte der biedere Militär herzlich, „ich möchte doch den Menschen sehen, der es wagen würde, Dich mir entreißen zu wollen. Annie! liebe Annie! kennst Du Deinen alten Onkel? Die Wolke ist von Deinem umdüsterten Geist gewichen und Du siehst wieder hell!“

„Auch Sie glauben, ich sei wahnsinnig geworden,“ sagte die Lady, indem sie ihren Thränen freien Lauf ließ. „Ich habe genug erduldet, daß ich es hätte werden können — Mißhandlung, Beleidigung, Grausamkeit, Verlust meines Kindes, — aber dennoch hat mich, dem Himmel sei Dank, die Vernunft nicht verlassen.“

„Dachte ich's doch,“ rief John Compton hoch erfreut über den Erfolg seines Plans; „ich wußte wohl,

daß hier ein schurkischer Kunstgriff uns zu täuschen und unser Urtheil zu blenden im Spiele war."

„Warum sprachst Du denn bei meinem letzten Besuche nicht, Annie?" fragte der Oberst zärtlich.

„So war es also kein Traum?" seufzte die Lady, „und ich sah wirklich Sie, meinen wohlmeinenden, guten Onkel. Ich wurde von dem Elenden, der mich hier als Gefangene zurückhält, auf alle erdenkliche Weise gequält, weil ich dieß behauptet hatte; aber ich war fest überzeugt, daß Sie hier gewesen seien, mich zu besuchen, denn hier, mein Schutzengel," setzte sie auf unsern Helden deutend hinzu, „hat mir gesagt, daß Sie kommen würden."

Die Herren sahen sich befriedigt an über die klare und gesammelte Weise, in welcher diese Behauptung von der angeblichen Wahnsinnigen aufgestellt wurde.

„Haben Sie denn gar keine Erinnerung an das Zusammentreffen?" fragte Major Henderson freundlich.

„Nein."

„Besinnen Sie sich."

„Ich erinnere mich," sagte die Lady, „daß ich aufgefordert wurde, in das Bibliothekzimmer zu Doctor Sellen zu kommen. Mein Herz schlug voll Hoffnung und Erwartung; aber ich unterdrückte seine Regung und bemühte mich, ruhig zu scheinen, wie mein Beschützer es mir gerathen hatte. Beim Eintritt in das Haus," fuhr sie langsam fort, mehr wie wenn sie sich bemühte, sich zu erinnern, als daß sie begriffen hätte, was vorgegangen war, „sah ich den Wärter Howlet; aber weiter erinnere ich mich deutlich nichts mehr, als bis ich mich wieder in meinem Zimmer oder vielmehr in meinem Gefängnisse befand."

„Hatten Sie zuvor etwas eingenommen?“ fragte John Compton.

„Nein.“

„Nichts Ungewöhnliches an sich gefühlt?“

„Einen heftigen Schmerz in Nacken und Kopf. Mein Nacken ist noch immer gefleckt,“ setzte sie hinzu, „wie von einem Schlag.“

„Der rohe Geselle!“ murmelte der Citymäkler.

„Sie führen mich doch aus diesem Orte weg?“ sagte das verfolgte Opfer flehend. „Die Vernunft vermag nicht länger den Unwürdigkeiten und Grausamkeiten, denen man mich unterwirft, Widerstand zu leisten. In diesem Augenblicke sogar hat mir Doctor Sellen die Strafe einer halbstündigen Douche angedroht, weil ich die Anerkennung, wahnsinnig zu sein, verweigerte.“

„Das Ungeheuer!“ rief Oberst Grey.

John Compton äußerte nichts, doch faßte er energisch seinen Stock.

„Hier!“ rief Lady Fairclough, als der Wärter Howlet auf dem Wege erschien, „hier kommt er, um mich in die Folterkammer zu schleppen! Retten Sie mich! — um's Himmelswillen, retten Sie mich!“

„Das ist der Schuft!“ flüsterte Oliver Brandreth Philipp's Vormund zu, der augenblicklich den Polizeiofficianten ein Zeichen gab.

Als der Wärter bemerkte, daß der Gegenstand seiner Verfolgung von Freunden umgeben sei, war er einen Augenblick lang unschlüssig, was er thun solle. Auch unsern Helden hatte er erkannt, und — vielleicht zum erstenmal in seinem Leben — verließ ihn sein Selbstvertrauen; jedoch nur auf einen Au-

genblick — denn ein kurzes Ueberlegen überzeugte ihn, daß ihm nichts anderes übrig bleibe, als eine kecke Stirne zu zeigen.

„Was wollen Sie hier, meine Herrn?“ fragte er in halb unverschämtem halb befehlshaberischem Tone. „Auf welche Weise gelangten Sie hier herein?“

„Auf dieselbe Weise, wie Sie in den Garten von Carwell Hall,“ bemerkte Oliver Brandreth, „vermittelst Kletterns über die Mauer; unsere Absichten sind aber honett, während die Ihrige die eines Diebs oder Mörders waren.“

„Ich weiß nicht, was Sie mit Carwell Hall sagen wollen,“ sagte der Schelm mit störrischer Entschlossenheit. „Ich war in meinem ganzen Leben nie innerhalb seiner Thore und fordere Sie auf, das Gegentheil zu beweisen. Was Sie betrifft, meine Herrn,“ fügte er bei, „so müssen Sie mich in das Haus begleiten. Doctor Sellen wird mit Ihnen sprechen, während ich mit der Patientin mich befassen werde.“

Zugleich näherte er sich der Lady Fairclough, die zitternd am Arm des Obersten hing, in der Absicht, sie wegzuführen, als der Stock John Compton's, welchen sein Eigenthümer während der letzten Minuten krampfhaft gefaßt hatte, auf seinen Kopf herabsauste, und eine merkwürdige Verwirrung der Gedanken in dem Gehirn des Mr. Howlet zu Wege brachte.

Als er wieder zu sich kam, entdeckte er zu seinem Erstaunen, daß an seinen Gelenken sich Handschellen befanden und daß die beiden so friedfertig aussehende Männer, die seither in respectvoller Entfernung sich

gehalten und an dem Gespräch gar keinen Antheil genommen hatten, ihm bewachend zur Seite standen.

„Was soll dieß bedeuten?“ rief er blaß vor Wuth.

„Verhaftsbefehl gegen Sie,“ versetzte einer der Officianten.

„Gegen mich? Wessen beschuldigt man mich?“

„Daß man Sie in verbrecherischer Absicht im Garten von Carwell Hall gefunden hat und daß Sie dessen Mauer in unerlaubter Weise überstiegen haben.“

John Howlet warf unserem Helden einen rachsüchtigen Blick zu.

Die Gesellschaft war eben im Begriff mit dem befreiten Opfer und ihrem Gefangenen nach dem Portierhäuschen sich zurückzuziehen, als sie den Eigenthümer von Melina House begegneten. Der schlaue Heuchler sah sogleich, daß er überlistet worden, daß sein Opfer ihm entschlüpft sei und daß er für die Folgen zu zittern habe. Wäre sein Wärter frei gewesen, so hätte er dem Weggehen der Fremden sich widersetzt, aber ohne dessen starken Arm und rohen Muth mußte er sich mit Vorstellungen dagegen begnügen.

„Ich hätte doch gedacht, meine Herrn,“ bemerkte er, „daß nach der Höflichkeit, mit welcher ich Ihren ersten Besuch aufgenommen, — der, für einen Mann meines Rufs an und für sich schon höchlich beleidigend war, und nach der Offenheit, mit welcher ich Ihnen meine Ansicht über den Zustand meiner unglücklichen Patientin mittheilte, weitere Beleidigungen und Zweifel mir von Ihrer Seite erspart würden.“

„Niemand sieht es begreiflicher Weise gern, wenn man ihm hinter die Schliche kommt,“ versetzte John Compton.

„Ganz richtig," sagte der Doctor ohne die mindeste Beschämung über diesen nicht allzu zarten Wink an den Tag zu legen. „Da Sie keine Leute vom Fach sind, so mußten Sie begreiflicher Weise durch den Zustand getäuscht werden, in welchem Sie Lady Fairclough fanden. Sie werden sich aber wahrscheinlich noch erinnern, daß ich Ihnen sagte, daß sie zuweilen den Personen, welche mit ihrem eigenthümlichen Krankheitszustande nicht bekannt sind, als vollkommen vernünftig erscheinen müsse."

„War es vielleicht auch eine Eigenthümlichkeit ihrer Krankheit," fragte Major Henderson, „daß sie gegen ihren Willen eingesperrt gehalten wird? Ist vielleicht auch unser Besuch eine bloße Täuschung? Oder die unmenschliche Bestrafung, mit der Sie ihr drohten, wenn sie nicht anerkenne, daß alles nur Einbildung gewesen sei?"

Diese Bemerkung brachte ihren Verfolger einen Augenblick lang zum Schweigen.

„Ihre Gewalt über sie," fuhr der Major fort, „ist glücklicher Weise zu Ende. Ihr Verwandter und natürlicher Beschützer wird sie jetzt sogleich aus dieser Höhle des Verbrechens mit sich fortnehmen."

„Ich widersetze mich ihrer Abreise," rief der Eigenthümer von Melina House, der schnell wieder seine Frechheit und Kaltblütigkeit erlangt hatte. „Lady Fairclough wird mein Etablissement nicht ohne ausdrücklichen Befehl des Kanzlers verlassen. Sollte man es versuchen, sie mit Gewalt meiner Pflege zu entreißen, so werde ich Mittel finden, mein Benehmen zu rechtfertigen, und die Verwegenheit der Verbrecher zu bestrafen."

„Lassen Sie mich nicht in seinen Händen," murmelte die Lady, deren Angst beim Anblick des Heuchlers sich wieder eingestellt hatte, „er würde mich ermorden."

„Daran zweifle ich gar nicht," sagte Mr. Compton.

„Das ist eine Criminal-Injurie," rief der Doctor, dem die Röthe in's Gesicht gestiegen war.

„Sie können mich ja verklagen," versetzte der Mäkler verächtlich, „und es mag dann ein Geschworenengericht entscheiden, was an Ihnen ist; ich werde mir ein Vergnügen daraus machen, die Kosten zu bezahlen. Bilden Sie sich nur ja nicht ein, daß Sie mich mit Ihren Drohungen und kecken Worten einschüchtern können," fügte er bei; „ich fürchte weder Sie, noch den weit größern Schuft, der Sie bezahlt. Sie wollen klagen?" rief er mit einem Hohnlachen, „es sollte mir Spaß machen, Sie auf der Zeugenbank zu sehen, wenn mein Freund Silvertongue oder der Richter File Sie in's Kreuz- und Querverhör nimmt. Versuchen Sie es nur," fuhr er fort, „John Compton von Mark-Lane ist diesen Schuß schon werth."

Möglicher Weise wünschte der Doctor nichts weniger, als in diese Lage sich versetzt zu sehen, denn er sprach nicht weiter mehr von gesetzlicher Procedur, sondern fragte in etwas bescheidenerem Tone, weßhalb sein Diener ein Gefangener sei.

„Weil er beschuldigt ist, im Garten von Carwell Hall in verbrecherischer Absicht und vermittelst Uebersteigens der Mauern gefunden worden zu sein," versetzte einer der Officianten.

„Ich will Bürgschaft für ihn leisten," rief sein Principal hastig.

„Kann diese nicht annehmen, — er muß zuerst vor den Friedensrichter geführt werden."

Doctor Sellen hatte verschiedene Gründe, die es ihm wünschenswerth machten, daß Howlet nicht aus seiner Nähe weggebracht werde. Erstens wußte er, daß der Mensch, wie die meisten Rennomisten keinen moralischen Muth besaß; zweitens traute er ihm nicht, daß er sich nicht in heimliche Unterhandlungen einlasse. Vermittelst sehr kleiner Summen hatte er selbst ihn bestochen, verschiedene Handlungen der Grausamkeit an seinen Patienten zu begehen, daher war er überzeugt, daß er um eine größere Summe mit Leib und Seele sich verkaufen würde, namentlich wenn ihm zugleich die Aussicht winke, daß man die gegen ihn erhobene Anklage fallen lasse.

„Es soll Ihnen nicht am besten Beistande fehlen, John," sprach er. „Ich werde nach Lynn schicken, um meinen eigenen Advocaten, der Sie vertheidigen soll, auch werde ich Ihnen das beste Zeugniß ausstellen. Sie haben nichts zu fürchten," fügte er mit starker Betonung der Worte hinzu. „Ich bin überzeugt, daß Sie nichts Unrechtes gethan haben, weßhalb Sie auch gerechtfertigt aus der Sache hervorgehen werden."

Die Officianten forderten jetzt das Mädchen am Portierhause auf, ihnen die Thore zu öffnen, was aber ihr Herr ihr mit lauter Stimme untersagte.

„Der Wärter hat einen Schlüssel," flüsterte Lady Fairclough.

In dem Blicke, welchen der Eigenthümer von

Melina House ihr zuwarf, lag etwas so furchtbar Drohendes, daß sie darin eine Warnung finden konnte, was ihr bevorstehe, wenn sie nochmals in seine Hände falle.

Der erhaltenen Mittheilung gemäß durchsuchten nun die Officianten ihren Gefangenen und öffneten dann sogleich die Thore.

„Auf eure Gefahr hin!“ rief der überlistete Heuchler.

„Schon recht, Herr,“ bemerkte einer der Männer kalt. „Mr. Compton ist Gewährsmann für unser Verfahren, das genügt uns vollkommen. Wir werden das Thor wieder sorgfältig zuschließen.“

Sie thaten es, nachdem das befreite Opfer und dessen Befreier durchpassirt waren und überließen das geprellte Werkzeug Sir Aubrey Fairclough's seinen Betrachtungen, die, abgesehen von der Aussicht von weiteren Folgen, nicht von der angenehmsten Art für einen Mann waren, der aus seiner Scheinheiligkeit einen Broderwerb machte.

Der Verlust dieser Patientin kostete Doctor Sellen nicht weniger als achthundert Pfund jährlich.

Bei der Ankunft des Majors und seiner Gäste in Carwell Hall fand Oliver einen Brief von seiner Tante vor, in welchen einer von seinem Vater eingeschlossen war.

„Doch keine unangenehme Nachrichten hoffentlich, mein Lieber?“ bemerkte sein Mentor, als er gewahr wurde, daß Oliver's Gesicht beim Durchlesen sich geröthet hatte.

„Im Gegentheil, es steht eine Nachricht darin, die, wenn ein Umstand nicht wäre, mir das größte

Vergnügen machen würde; — ich soll von Ihnen scheiden."

Kapitän Brandreth hatte seinem Sohn geschrieben, er solle zu ihm nach Malta auf den Agamemnon kommen. In zwei Tagen schon sollte er sich deßhalb nach London auf den Weg machen.

Major Henderson und John Compton kamen nach einer langen Berathung zu dem Beschluß, daß es das Gerathenste sei, Philipp von seinem jetzigen Aufenthaltsorte wegzubringen.

Sir Aubrey Fairclough hatte offenbar seine Absichten auf seinen Stiefsohn nicht aufgegeben.

Des armen Philipp's Schmerz über die bevorstehende Trennung von seinem Freund wurde durch die Aussicht, einige Tage mit ihm in London zubringen zu dürfen, einigermaßen gemildert; vielleicht trug er sich aber auch mit der geheimen Hoffnung, seine Mutter sehen zu dürfen, — die Mutter, welcher sein junges Herz mit seiner ganzen früheren Liebe sich wieder zugewendet hatte.

Den Tag nach der Rückkehr in die Halle fand das Verhör Howlet's vor den Behörden statt. Obgleich ihm scharf zugesetzt wurde, die Gründe anzugeben, die ihn nächtlicher Weise in den Garten von Carwell Hall geführt hätten, blieb der Wärter dabei, seine Unschuld zu behaupten und die Identität seiner Person für ein Mißverständniß zu erklären; ja er hielt so fest bei seiner Behauptung, daß es des Eides von Seite Oliver's und seiner Kameraden, die ihn aus der Falle losgelassen hatten, bedurfte, um die Richter zu veranlassen, ihn Schuldig zu sprechen.

Gegen diesen Zeugenbeweis war aber nicht auf-

zukommen und so wurde er des heimlichen und verbrecherischen Einsteigens und Betreten fremden Grundeigenthums für schuldig erkannt und zu einem Monat Freiheitsstrafe mit harter Arbeit verurtheilt.

Doctor Sellen drang zwar in die Behörden, die Strafe in eine Geldbuße zu verwandeln, fand aber kein Gehör. Gerüchte von der Verfahrungsweise in Melina House, sowie der Ruf, in welchem er stand, waren wohl die Veranlassung einer Ablehnung, über welche sich wahrscheinlich der Doctor nicht allzu sehr grämte; denn nichts ging ihm schwerer vom Herzen, als Geld, das er herausgeben sollte.

Als der Gefängnißwärter Howlet aus dem Gerichtszimmer wegführte, warf dieser unserem Helden einen grimmigen Blick zu.

„Wir treffen uns wieder, junger Herr," bemerkte er.

„Ich hoffe es," versetzte Oliver. „Gefängniß und harte Arbeit sind zwar ganz gut, aber ich betrachte meine Schuld noch nicht für halb bezahlt."

Das Versprechen wurde gehalten; beide begegneten sich später im Leben wieder. Wir wollen aber den Ereignissen nicht voraneilen, sondern denselben ihren Lauf lassen.

Es war ein Trauertag in der Halle, als die beiden Jünglinge abreisten; Peter Marl machte sich an der Chaise zu schaffen, sah nach dem Gepäck und warf erwartungsvolle Blicke nach dem Fenster des Zimmers, in melchem sein junger Liebling von seinen Kameraden sich verabschiedete. Endlich erschien Oliver; und dem alten Manne glänzte eine Thräne in den Augen, als dieser ihm herzlich die Hand drückte.

„Gott geleite Sie, Mr. Brandreth," sprach er; „Sie werden mich doch nicht vergessen? Es ist dieß aber eine einfältige Frage von mir; Sie würden selbst einen Hund nicht vergessen, den Sie einmal lieb gehabt haben."

„Noch weniger einen Freund, der gut gegen mich gewesen ist," versetzte unser Held.

„Davon bin ich lebhaft überzeugt," bemerkte Peter. „Hier sind die Beller," setzte er auf ein kleines Mahagonikistchen deutend hinzu, welches die famosen Pistolen enthielt. „Ich hätte nie gedacht, daß ich mich, so lang ich lebe, von ihnen trennen würde; aber es liegt mir gar nichts mehr an ihnen, wenn Sie sie zum Andenken an mich behalten wollen."

Oliver konnte ein auf diese Weise angebotenes Geschenk unmöglich abweisen.

„Ich muß Ihnen mein Stammbuch von London schicken," sprach er, denn er sah wohl ein, daß er dem alten Soldaten kein Geld anbieten könne, da seine Freundschaft, wenn nicht gar sein Stolz dadurch beleidigt worden wäre.

„Sie sind im Begriff außer Lands zu gehen, Mr. Brandreth," bemerkte er. „Denken Sie an die Musjö's. Trauen Sie den Ausländern nicht; Franzosen oder Spanier — sie sind sich beide gleich."

Weiter reichten Peter's Erfahrungen nicht.

Das nicht enden wollende Winken mit den Händen von Seiten der Zöglinge und ein wehmüthiges Lebehoch zeigte, wie lieb ihnen diese Kameraden geworden waren, als die Wagen wegfuhren. Im ersten saßen Oberst Grey und Lady Fairclough; den zweiten nahmen unser Held, Philipp, John Compton,

Milly und deren Kind ein, welche der Mäkler sicher nach Richmond zu bringen versprochen hatte.

Noch nie hatte man Peter Marl so viele Pfeifen rauchen sehen, als am Tage von Oliver's Abreise aus Carwell Hall.

Zwanzigstes Kapitel.

Da Oberst Grey in London nur ein paar Miethzimmer bewohnte, so wurde verabredet, daß er und seine Nichte John Compton's Gäste sein sollen, der sein Haus so herzlich zur Verfügung stellte, daß sein Anerbieten augenblicklich angenommen wurde. Groß war das Erstaunen der alten Haushälterin, welche seit so vielen Jahren seinem Hauswesen vorgestanden hatte, über die Zahl der Gäste ihres Herrn. Wäre sie zuvor davon benachrichtigt gewesen, so hätte sie sich aller Wahrscheinlichkeit nach erlaubt, Vorstellungen dagegen zu erheben. Gegen ein Mittagessen, zu welchem einige befreundete Junggesellen eingeladen wurden, hatte sie, da es nicht allzu oft vorkam, nichts einzuwenden; aber Damen, die ohne Zweifel ihre persönlichen Dienstleistungen in Anspruch nahmen, im Hause zu sehen, das war offenbar zu viel. — Die Welt war ihrem Untergange nahe!

„Ich weiß wahrhaftig nicht, wo ich sie unterbringen soll, Herr," bemerkte sie. „Das Bettzeug im blauen Zimmer ist abgenommen und zum Ausbessern

geschickt worden; im Damastzimmer sind keine Vorhänge aufgemacht und —"

„Oberst Grey ist ein alter Militär," unterbrach sie der Mäkler gut gelaunt, denn er hatte große Achtung vor Mrs. Bailley, „und kann überall schlafen."

„Die Damen sind es," versetzte sie mit starker Betonung des Wortes, „die ich dabei im Auge habe."

„Nur eine davon wird hier bleiben," sagte ihr Herr.

„Die Dame mit dem Kinde, Herr?" fragte Mrs. Bailley, die ohne Zweifel eine alte Jungfer war und blos aus Höflichkeit Mistreß genannt wurde.

„Nein; Lady Fairclough."

Es war ganz merkwürdig, wie sehr John Compton in den letzten Tagen die Geschäfte vernachlässigt hatte; die Procente der Börse, die Schwankungen des Marktes, die auswärtigen Correspondenzen und Colonialwaaren waren von ihm so gänzlich vergessen, als wenn er nur zuweilen von dergleichen Dinge gehört und niemals sie zum Hauptzweck seines Lebens gemacht hätte. Wie wir schon früher angeführt haben, so fing er an eine gewisse Vorliebe für Philipp zu empfinden, und mehr als je bedauerte er, daß derselbe nicht John getauft worden sei.

Auch für Milly und deren Kind fühlte er ein tiefes Interesse. Bis jetzt hatte er gleich den meisten Junggesellen einen großen Widerwillen gegen alle Säuglinge gehegt; aber das kleine, unschuldige Geschöpf hatte auf irgend eine Weise seine Abneigung überwunden; zuletzt dadurch, daß es seine Finger packte und ihn anlächelte, wenn er der jungen Mutter zu lieb dessen Kinn, mit dem reizenden Grübchen darin, strich.

Trotz ihrer angeborenen Schüchternheit in der Wohnung der Häuserbewohner vermochte die arme Milly doch ihre Ungeduld nicht zu unterdrücken, wieder mit dem Gatten sich vereinigt zu sehen, dem sie entrissen worden war, — mit dem Vater ihres Kindes, den sie noch immer liebte, weil sie ihn ihrer Zuneigung für würdig hielt. Zwar wagte sie nicht, ihr Sehnen in Worten auszudrücken, aber ihre Thränen und flehenden Blicke sprachen beredt für sie.

Das Herz des Citymanns wurde durch diese stumme Aufforderung gerührt.

„Genießen Sie zuvor etwas," sprach er, „und dann wollen wir uns in einer Stunde auf den Weg machen."

Ein Freudenschrei, so hell und durchdringend, wie von einem lange eingekerkerten Vogel, der aus seinem Käfig befreit wird, entschlüpfte den Lippen der jungen Mutter, die zugleich schüchtern seine Hand küßte.

Während seines ganzen Lebens war John Compton so etwas nicht begegnet. Seine Hand hatte zwar manchen rauhen, wohlgemeinten Druck erhalten, und vielleicht auch manchen sanften, gleisnerischen, — aber ein Kuß darauf versetzte ihn förmlich in Verwirrung.

„Dummes Zeug!" sprach er. „Ein, ich danke Ihnen, hätte vollkommen genügt. Ich bin aber gar nicht böse darüber," fuhr er fort, als er sah, daß Milly in Verlegenheit gerathen war, „aber solche Demonstrationen sind im gewöhnlichen civilisirten Leben nicht gebräuchlich."

„Sie haben aber wie ein Vater an mir gehandelt," versetzte die Zigeunerin. „Leider! habe ich meinen leiblichen Vater nie gekannt."

Der Mäkler wiederholte das Wort „Vater" für sich, und wünschte in Gedanken, er hätte ein Kind wie sie, das ihn liebe, zum Segen und zur Erheiterung seines Alters. Er war reich — sehr reich; sein Name stand auf dem Markte hoch in Ehren; seine Unterschrift galt alles auf der Börse; aber in diesem Augenblicke empfand er doch eine Art von Verachtung für seine Geldsäcke.

Es gibt gar viele Menschen, die, wenn es zu spät ist, sich fragen: zu was alles dieß?

Nach Ablauf einer Stunde stand eine Chaise vor der Thür und er fuhr mit seinem Gaste und dessen Kind nach Richmond.

Als sie in die Nähe von Kew gelangten, fing Milly an sich in der Gegend zurecht zu finden. Sie war nie weit von Woodbine Cottage weggekommen, die einzige Heimath, im wahren Sinn des Wortes, die sie je kennen gelernt hatte, denn die Zelte ihres Stammes konnten füglicher Weise so nicht genannt werden. Ihre Aufregung nahm daher beim Anblick der bekannten Gegend zu.

Ist er wohl zu Hause? Ist er sich gleich geblieben, oder über mich erzürnt? fragte sie sich wiederholt; und als der Wagen vor dem wohlbekannten Thore hielt, wurde ihre Aufregung so heftig, daß ihr Beschützer sich genöthigt sah, sie aus der Chaise zu heben.

Mit einem Freudenschrei kam die Dienerin in den Garten gelaufen, um ihren Herrn in Kenntniß zu setzen.

Milly folgte ihr und einen Augenblick hernach lag sie athemlos und schluchzend in den Armen des Verräthers.

Nur ein gänzlich kaltes Herz wäre im Stande gewesen, ohne Rührung solche Lieblichkeit zu sehen und solche Beweise der Zärtlichkeit zu empfangen. Einen Augenblick lang war Sir Aubrey gerührt, als er sie in seine Arme drückte und den Namen seines Sohnes flüsterte.

„Er ist wohl!“ murmelte die entzückte Mutter — „ganz wohl. Bin ich nicht hier? Glaubst Du denn, ich hätte ihn verlassen können?“

Der Baronet lächelte. Der Knabe war offenbar entweder seinem Herzen oder seinem Interesse theuer. Bei einem Menschen, der so voll Ränke war — der jeden Wechselfall im Spiele des Lebens berechnete — wäre dieß schwer zu entscheiden gewesen.

„Wie kam es denn, daß Du mich verlassen hast?“

„Man hat mich mit Gewalt fortgeschleppt. Ich war ausgegangen, um unser Kind zu suchen. Kaled—“

Bei diesem Namen runzelte ihr Gatte die Stirne und ein Ausdruck des Zweifels machte sich auf seinem Gesichte bemerkbar.

„Rein wie in dem Augenblicke, in welchem ich Deine Braut wurde,“ rief sie aus, ihr dunkles Auge fest auf ihn geheftet, — „so rein wie die Engel, von denen Du mir zu Anfang unserer Liebe erzähltest. Man hätte mich tödten — mich in Stücke zerreißen, aber nie mich Deiner Liebe unwürdig machen können,“ setzte sie feierlich hinzu.

Merkwürdiger Weise schenkte ihr der Wüstling, trotz seiner Welterfahrung — welche zu nichts weiterem dient, als das Herz krank zu machen — unbedingten Glauben.

„Komm in das Haus,“ sprach er. „Es verlangt

mich meinen Knaben zu sehen und zu vernehmen, durch welchen glücklichen Zufall es Dir gelang, Deinem Verfolger zu entkommen."

„Ja, ja; es ist überdieß noch Jemand da, dem Du danken mußt — dem Freunde, der mich hieher brachte. Der gute alte Mann benahm sich wie ein Vater gegen mich."

In der Meinung, es sei dieß irgend ein Landmann oder einer der Greise ihres Stammes, von dem sie sprach, ließ sich Sir Aubrey nach dem Hause geleiten, wo John Compton ihn erwartete, um ihn zu sehen. Der würdige alte Mann war äußerst neugierig die persönliche Bekanntschaft von Milly's Gatten zu machen.

Einige Minuten lang blickten sie sich gegenseitig stillschweigend an; Verwirrung lag auf dem Gesichte des entdeckten Betrügers — Verachtung und Unwillen in den Gesichtszügen des ehrbaren Mäklers.

„Warum dankst Du ihm und segnest ihn nicht?" sagte Milly, erstaunt über das Stillschweigen des Betrügers.

„Ist dieß Mr. Harley?" fragte der alte Mann bedächtig.

„Ja."

„Armes Geschöpf! armes Geschöpf!"

Die Zigeunerin blickte zuerst ihren Beschützer und dann den Baronet an; als ihre Augen auf dem letztern haften blieben, rieselte ein kalter Schauer durch ihre Adern. Sie sah den Mann, den sie über alle irdischen Geschöpfe erhaben wähnte, — den Herrn ihres Herzens — das Idol ihrer tiefen und leidenschaftlichen Verehrung, — gleich einem schuldbefleckten Geschöpf vor dem Blicke ihres Wohlthäters zusammenbrechen.

„Mr. Compton," sagte der Baronet, „es ist hier weder Zeit noch Ort zu einer Erläuterung meines Benehmens; schonen Sie sie, welche Meinung Sie auch immer von mir haben mögen."

John Compton bestand einen harten Kampf zwischen Mitleid und dem, was er für seine Pflicht hielt. Das Pflichtgefühl gewann endlich die Oberhand und er nannte ihren Namen.

„Nein, nein, sprechen Sie nicht mit mir!" rief Milly, „Sie sind im Begriff, mich elend zu machen."

„Ich muß Ihnen die Wahrheit sagen," sprach der Mäkler. „Harley ist nicht der Name dessen, den sie „Gatte" nennen."

Wenn es dieß ist — wenn es nichts als dieß ist, dachte die zitternde Mutter.

„Noch mehr, er ist bereits mit einer Andern vermählt."

„Sag' ihm, daß er lügt!" sprach Milly Moyne, sich krampfhaft an den Hals ihres Verführers hängend, „und ich will Dir glauben; sag' ihm, daß er verrückt ist, sonst werde ich es. Vermählt! was bin dann ich? Du bist nicht so niederträchtig und herzlos gewesen," fügte sie bei. „Hast Du mir nicht geschworen, daß ich nach den Gesetzen der Häuserbewohner Deine Gattin sei?"

„Wenn er Sie wirklich geheirathet hat," bemerkte der Mäkler, „so hat er ein Kapitalverbrechen begangen, und meine Nichte darf froh sein, ihn loszubekommen."

„Gehen Sie, mein Herr!" sagte der Baronet, „verlassen Sie augenblicklich mein Haus, sonst könnte ich leicht den Unterschied unserer Jahre vergessen!"

„Sachte, sachte," unterbrach ihn John Compton, „Sie können mich nicht einschüchtern. Ich habe Ihnen die Wahrheit mitgetheilt, Milly, — Sie sehen, daß er die Sache nicht abläugnen kann; und nun will ich Ihnen auch mittheilen, warum ich es Ihnen sagte. Es soll dazu dienen, Sie zu verhindern, das erniedrigte Geschöpf zu werden, für welches die Welt — welche die Kunstgriffe nicht kennt, durch welche Sie zu Fall gebracht wurden, — sie bereits hält. Verlassen Sie diesen Mann, ehe Sättigung ihn veranlaßt, Sie zu fliehen, wie er bereits seine frühern Opfer geflohen hat — verlassen Sie ihn, während Sie Ihrem Kinde noch mit Thränen und Schmerz, aber ohne Erröthen in's Gesicht sehen können, fügen Sie nicht noch Sünde dem Kummer bei."

„Willst Du mich um des einzigen Betrugs willen, den ich aus Liebe beging, verlassen?" flüsterte der Verführer Milly in der Sprache ihrer Kindheit in's Ohr. „Was gehen uns die Gesetze, Vorurtheile und Ungerechtigkeiten der Welt an? Wir können uns lieben und sie verachten."

„Schicke ihn weg," murmelte Milly, in seine Arme sinkend, — „schicke ihn weg! Laß nicht den guten Mann Zeuge meiner Schwäche und meiner Schande sein."

Als John Compton sah, daß seine Rathschläge nutzlos seien, verließ er Woodbine Cottage; sein Herz mit Unwillen erfüllt über das Betragen des Sir Aubrey und voll Mitleid für dessen Opfer.

„Das beste ist, seinen Geschäften nachzugehen," murmelte er vor sich hin, als er nach London zurückfuhr. „Dieß ist die Folge davon, wenn man ein fühlendes Herz für Andere hat."

Oliver Brandreth's erster Gedanke nach seiner Rückkehr nach Hause war, seine Tante, sobald die erste Begrüßung vorüber war, an ihr Versprechen zu erinnern, ihm das Porträt seiner Mutter zu zeigen.

„Ich kann Ihnen gar nicht sagen," sprach er, „wie sehr es mich drängt, dasselbe zu sehen. Ich habe in der letzten Zeit fortwährend daran gedacht und davon geträumt. Es kam mir wie eine Ergänzung der Erinnerung vor, daß ich im Schlafe meine Mutter gesehen habe."

„Für heute Nacht ist es zu spät," versetzte Mrs. Dalton mit einem Seufzer; „Du bist von der Reise ermüdet. Warte bis morgen, wenn Ruhe Dich gestärkt haben wird."

„Und werden Sie mich nicht wieder mit einer Ausflucht abfertigen?"

„Nein; ich verspreche es Dir auf mein Wort," sagte die Dame. „Komm morgen früh zu mir; Du wirst mich in meinem Boudoir treffen."

Es lag etwas Ernstes, ja fast Feierliches in dem Ton und dem Benehmen der Tante, das die Neugierde unseres Helden erweckte und was ihn zu der Frage veranlaßte, ob das Miniaturbild, von dem sie sprach, das einzige existirende Porträt seiner Mutter sei.

„So viel ich glaube."

„Warum ist es dann nicht im Besitz meines Vaters?"

Die Dame gab ihm darauf keine Antwort.

„Da steckt ein Geheimniß dahinter," fügte er bei.

„An alle Andenken dieser Art knüpft sich ein trauriges Interesse," bemerkte Mrs. Dalton ausweichend.

Auf diese Worte, welche tief in sein junges Herz einschnitten, versuchte Oliver Brandreth keine Erwiderung. In der Fülle seines Vertrauens hatte er häufig gegen Major Henderson die Betrübniß ausgesprochen, die er über das Stillschweigen fühle, welches sein Vater und seine Verwandte hinsichtlich seiner Mutter beobachteten, und er hatte den freundlichen Ernst nicht vergessen, mit welchem sein Mentor ihm den Rath ertheilte, geduldig die Zeit abzuwarten, bis diese es für passend erachten würden, ihn über ihre Zurückhaltung in diesem Punkte aufzuklären.

Er war überzeugt, daß ein Geheimniß im Spiele sei und die Worte der Mrs. Dalton bestärkten ihn in diesem Verdacht.

Er trat deßhalb mit klopfendem Herzen am folgenden Morgen in das Boudoir seiner Tante, die er vor einem alterthümlichen Schrank sitzend fand, dessen Inhalt in seinen Kinderjahren häufig seine Neugierde rege gemacht hatte.

Als der Neffe sich näherte, stand die Dame von ihrem Stuhle auf und legte schweigend ein Miniaturbild, das an einem schwarzen Bande befestigt war, in seine Hände.

Mit einem Freudenschrei drückte er es an seine Lippen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

„Meine Mutter!“ murmelte unser Held, das Porträt mehrmals an seine Lippen drückend. „Wie schön! — wie gut muß sie gewesen sein! Welche Weichheit und Liebe liegt in diesen Augen! — Welche Reinheit und Offenheit auf dieser Stirne! ein Engel könnte nicht schöner sein! Sie ist jetzt ein Engel,“ fuhr er mit einem Seufzer fort, „wie innig würde ich sie geliebt haben! wie stolz wäre ich auf eine solche Mutter gewesen, wenn sie mir erhalten geblieben wäre. Sie hätte nie an mir gezweifelt.“

„Komm her und setze Dich neben mich,“ sagte seine Tante. „Ich habe mich einer peinlichen Aufgabe unterzogen.“

„Peinlich!“ versetzte Oliver Brandreth. „Sie haben mir den theuersten Wunsch erfüllt — ein Blatt meines Lebens mir geöffnet, das ich für immer für mich verschlossen zu sehen befürchtet hatte. Ich danke Ihnen; ich danke Ihnen. Dieß ist ein wahrer Schatz. Wie alt war ich denn, als meine arme Mutter starb?“

Mrs. Dalton schien verlegen zu zögern.

„Ich muß noch sehr jung gewesen sein,“ fuhr ihr Neffe fort, „denn sonst müßte ich mich wenigstens einigermaßen ihrer theuren Gesichtszüge erinnern; sie wären mir selbst im Schlafe vorgeschwebt.“

Durch das Stillschweigen seiner Tante aufmerksam gemacht, erhob der Jüngling seine Augen von dem Miniaturbilde nach dem Gesichte seiner Verwandten, das er in Thränen gebadet bemerkte.

„Sie liebten sie?“ bemerkte er.

„Von ganzem Herzen," versetzte seine Tante; „sie war die Freundin meiner frühesten Jugend. Durch mich sah mein Bruder sie zuerst."

„Ich begreife jetzt meines Vaters Schmerz," rief der Neffe aus. „Ein solcher Verlust läßt eine Leere zurück, welche keine spätere Liebe auszufüllen vermag. Es liegt etwas Trauriges in dem Gedanken, daß die Geburt seines Sohnes sein Herz mit Kummer erfüllt hat."

„Der Tod Deiner Mutter, Oliver, erfolgte nicht zu der Zeit, von der Du sprichst," bemerkte seine Verwandte. „Es ist mir lieb, diesen peinlichen Gedanken Dir von der Seele nehmen zu können."

„Ich hatte doch geglaubt, daß es sich so verhalte," versetzte unser Held erstaunt.

„Nein."

„Es war also ein Grund vorhanden, mich zu täuschen?"

Die Dame schwieg stille.

„Tante," sprach der Jüngling, indem er ihre Hand ergriff und ihr lang und fest in's Gesicht blickte, „Sie sprachen eben davon, einer peinlichen Aufgabe sich unterzogen zu haben; — erklären Sie mir diese Worte — es liegt etwas Geheimnißvolles darin. Ein so wohlwollendes und sanftes Gemüth, wie das Ihrige, muß einen sehr triftigen Grund haben, mein Herz zu quälen, oder meine Standhaftigkeit auf die Probe zu stellen, weil Sie es sonst nicht thun würden. Der bloße Umstand, daß Sie mir meiner Mutter Porträt zeigen, ist nicht Schuld daran, denn dieß kann ja einem Sohne nur Freude machen. Spielen Sie nicht mit mir," fuhr er in einem Tone fort, in

welchem Aufregung und Gefühl um die Oberherrschaft kämpften. „Ich bin zwar an Jahren noch ein Knabe, aber ich besitze die Ausdauer, den Muth eines Mannes.“

„Es liegt allerdings etwas vor was einer Erklärung bedarf,“ antwortete Mrs. Dalton, „das zu ertragen Deine ganze Festigkeit verlangt. Fasse keinen raschen Entschuß, sondern höre mich ruhig bis zu Ende an und vergiß nicht, daß es Deine Eltern sind, welche Du zu richten hast.“

Oliver Brandreth wurde todtenblaß.

„Deine Mutter und ich waren Jugendfreundinnen — Schwestern in Allem, den Namen ausgenommen, denn wir brachten unsere Jugendzeit in unausgesetztem Zusammenleben zu. Es wäre sogar merkwürdig gewesen, wenn ich sie nicht geliebt hätte; niemals waren Sanftmuth, Lieblichkeit und alle jene Eigenschaften, welche das Herz gewinnen, bei irgend einem menschlichen Geschöpfe augenfälliger als bei Adelaide Vavassour, welche, frühzeitig Waise geworden, unter der Vormundschaft ihrer Tante stand und häufig den langweiligen, abgebleichten Glanz von Rockingham Hall mit der heitern Gesellschaft im Pfarrhause vertauschte.“

„Rockingham Hall,“ unterbrach sie ihr Zuhörer.

„Ich wundere mich nicht über Dein Erstaunen,“ bemerkte Mrs. Dalton; „ich vermochte es selbst kaum zu verbergen, als Du uns Dein Abenteuer erzähltest. Ja, Oliver, das einsame Haus, in welchem Du und Dein Kamerad Obdach fanden, war das Haus der Kindheit Deiner Mutter. Ich wollte, ich könnte sagen, es wäre eine glückliche gewesen; leider war dieß

aber nicht der Fall. Adelaide war reich — sehr reich und ihre Vormünderin, die verwittwete Lady Vavassour, bestimmte sie zur Gemahlin ihres Sohnes, des Sir Cuthert, des jetzigen Baronets, dem sein Vater durch seine Verschwendungssucht kaum mehr als den leeren Titel hinterlassen hatte, indem die Familiengüter tief verschuldet und schwer mit Hypotheken belastet waren. Vielleicht," fuhr die Dame fort, „hätte Adelaide ihren Vetter lieb gewonnen, wenn man sie nicht gar zu sehr mit demselben gequält hätte. Ihre Vormünderin suchte, wie es sich später herausstellte, sie von jeder Gesellschaft fern zu halten, wo im mindesten zu fürchten war, daß sie mit Jemand zusammentreffen könne, der ihr Lieblingsproject zu durchkreuzen im Stande wäre, und erlaubte ihr nur während Deines Vaters Abwesenheit das Pfarrhaus zu besuchen. Sobald er zu Hause eintraf, wurden ihr die Besuche verboten, ein Umstand, welcher begreiflicherweise die Neugierde Deines Vaters rege machte. Die enthusiastischen Lobsprüche, die ich meiner reizenden Freundin ertheilte, vermehrten dieselbe noch und nach Scemanns Art beschloß er, sie kennen zu lernen. Auf welche Weise ihm sein Vorhaben gelungen, habe ich nie erfahren, denn bald darauf vermählte ich mich und folgte meinem Gatten, den sein Beruf in's Ausland führte. Mein Erstaunen war groß," fuhr Mrs. Dalton fort, „als ich wenige Monate nach meiner Abreise erfuhr, daß Adelaide und mein Bruder sich geheirathet hätten. Lady Vavassour schmerzte das Scheitern ihrer Pläne tief; aber ihr Verdruß, so heftig er auch war, zeigte sich mild im Vergleich mit der Wuth und Bitterkeit

ihres Sohnes. Abgesehen von allen pecuniären Aussichten war Sir Cuthert seiner Base, wie ich glaube, sehr zugethan und es schmerzte ihn der Verlust ihrer Liebe mehr, als der Verlust der Aussicht auf ihr Vermögen, durch welches, nach den Plänen seiner intriguanten Mutter, die Hypotheken auf den Familiengütern hätten eingelöst werden sollen."

Oliver Brandreth lauschte aufmerksam, aber etwas ungeduldig jedem Worte aus dem Munde seiner Tante: er schien zu fühlen, daß dieß nur die Einleitung zu irgend einem interessanten Drama war, in welchem seine Eltern die Hauptrollen spielten.

„Und nun, mein lieber Junge," fuhr seine Verwandte fort, „der Theil der traurigen Geschichte, welcher jetzt folgt, ist so außerordentlich, mir so unbegreiflich, wie allen, die Deine Mutter kannten, daß ich mich nur mit Mühe zu überreden vermag, daß sie sich wirklich zugetragen hat. Es verbreiteten sich Gerüchte in Bath — wo Mrs. Brandreth wohnte, — daß nach ihren Besuchen in verschiedenen Läden der Stadt Gegenstände von unbedeutendem Werth vermißt worden seien. Es dauerte längere Zeit, bis dieses Gerücht Glauben fand, da man wußte, daß sie reich sei, weil mein Bruder ihr die volle Nutznießung ihres Vermögens überlassen hatte."

„Ehe es Glauben fand," wiederholte der Neffe mit vor Unwillen glühendem Gesichte. „Fand es denn je Glauben? Gab es denn so niedrig denkende Menschen, welche es glauben konnten?"

„Die Welt ist in ihrem Urtheile sehr lieblos," bemerkte die gutmüthige Frau seufzend.

„Aber mein Vater? der glaubte doch nicht —?"

„Dein Vater war abwesend," unterbrach ihn die Tante. „Bei seinem Eintreffen in Portsmouth erwarteten ihn zwei Briefe, wovon der eine ihm Deine Geburt meldete, welche während seiner Abwesenheit stattgefunden hatte, und der andere ihn in Kenntniß setzte, daß man seine Gattin allgemein für eine Diebin halte."

Unser Held sprang in einem Zustande der Aufregung, die er nicht zu bemeistern vermochte, von seinem Stuhle auf.

„Nennen Sie mir den Namen des Elenden, der diese giftige Lüge schrieb," rief er aus. „Wenn die Erde ihn noch trägt, will ich ihn aufsuchen. Obgleich ich noch ein Knabe bin, so soll er mir für diese schimpfliche Lüge Rede stehen. Eine Diebin! Gott," fuhr er, das Miniaturbild an seine Lippen drückend fort, „konnte denn Jemand, der nur einmal meiner theuren Mutter in's Gesicht blickte, diese abscheuliche Verläumdung glauben? Doch ich rase," fügte er bei; „Abscheu und Verachtung machen mich gegen meinen Vater ungerecht; es war sein Vorrecht die Unschuld seiner Gattin zu vertheidigen und er wird auch, wie ich nicht zweifle, diese Pflicht erfüllt haben."

„Er stand auf dem Punkte, in dieser Absicht sich sogleich nach Bath zu begeben," sagte Mrs. Dalton, „als Deine Mutter in Portsmouth eintraf. Sie hatte ihr Heimwesen verlassen, war zu ihm geflohen, um einem Verhaftsbefehl zu entgehen, der gegen sie erlassen worden war, auf die Anklage hin, eine goldene Kette und Schlößchen aus dem Laden eines Juweliers gestohlen zu haben."

„Schändlich."

„Die Kette wurde in ihrem Schmuckkästchen gefunden," setzte seine Tante hinzu.

„Dann muß sie irgend ein Elender dort hinein gelegt haben," versetzte der Neffe mit unerschüttertem Vertrauen. „Ich weiß jetzt alles," fuhr er mit vor Rührung zitternder Stimme hinzu. „Meine theure verläumdete Mutter erlebte es noch, ihre Ehre gereinigt zu sehen und starb dann am gebrochenen Herzen."

„Oliver," sagte seine Tante, ihre Hand auf seinen Arm legend, „Du weißt, wie streng Dein Vater auf Ehre hält, und kannst Dir daher den Schmerz vorstellen, welcher das stolze Herz desselben in Folge einer solchen Anklage zerfleischte?"

„Ja, ja."

„Der Beweis schien so bündig."

„Für diejenigen vielleicht, welche meine Mutter nicht kannten oder nie gesehen hatten."

„Der Scandal war zu öffentlich."

„Oeffentlicher als die Genugthuung?" fragte der Jüngling.

„In der ersten Aufregung der Leidenschaft machte Kapitän Brandreth seiner Gattin die bittersten Vorwürfe über die Schmach, die sie seinem Namen zugefügt habe und erklärte, sie niemals wieder sehen zu wollen."

„Wie!" rief unser Held, „er machte ihr da Vorwürfe, wo er ihre Stütze hätte sein sollen? Er zweifelte, wo er hätte vertrauen sollen? Wohin anders soll denn die Gattin um Schutz sich wenden, als an ihren Gatten, und er, mein Vater, konnte sie verlassen! — Er hat ihr Herz gebrochen — das hilf-

lose Geschöpf von sich gestoßen, das in Liebe und Unschuld gleich einer schüchternen Taube in seine Arche, um dort Sicherheit zu finden, floh. Auch er verstieß sie! Und Sie;" fuhr er fort, „Sie, die Liebe und Herzensgüte selbst, nennen diese wahnsinnige Empfindung Ehre. Ich erkläre es für eine —"

„Oliver," unterbrach ihn Mrs. Dalton ernst, „Du sprichst von Deinem Vater."

„Verzeihen Sie mir," versetzte der tiefbewegte Knabe, seine Thränen abwischend, „ich dachte in diesem Augenblicke nur an meine arme Mutter. Wäre ich ein Mann gewesen," fuhr er fort, liebevoll das Porträt betrachtend, „so wäre sie nicht ohne Beschützer geblieben."

„Mrs. Brandreth begab sich in ihr Haus zurück," fuhr die Erzählerin dieser unglücklichen Geschichte, tief ergriffen über den heftigen Schmerz ihres jungen Lieblings, fort.

„Um zu sterben! um gleich dem verwundeten Reh in seinem Lager zu sterben!" murmelte ihr Zuhörer.

„Nein! um ihren Sohn noch einmal an ihr Herz zu drücken, aber auf Befehl Deines Vaters hatte Mademoiselle Marelle, die, wie es scheint, in der Sache sich äußerst gewandt benommen hatte, Dich bereits weggebracht."

„Auch sie war also in die Verschwörung verwickelt," murmelte der Neffe.

„Du bist gegen diese ausgezeichnete Person ungerecht," bemerkte seine Tante etwas empfindlich.

„Wohl möglich," rief Oliver. „Jetzt verstehe ich meines Vaters Zweifel an mir und das Gefühl des Unwillens, das in meinem Herzen über seine Unge-

rechtigkeit laut wurde. Es war der Mutter Blut, das gegen seine Ungerechtigkeit gegen ihr Andenken in ihrem Kinde sich revoltirte. Ich wünsche nur, daß sie es erlebt hätte, um Zeuge zu sein, wie ihr Sohn sie rechtfertigen und rächen wird."

„Bilde Dir ein — verstehe mich wohl, ich sage nur, bilde Dir ein — die Mutter, welche Du so sehr liebst, lebe noch, was würdest Du thun, um ihren Namen zu reinigen?"

„Ihre Feinde ausfindig machen, — mit ausdauernder Geduld die Spur der gräßlichen Intriguen gegen die Ehre meiner Mutter verfolgen und die Schuldigen der Gerechtigkeit überliefern!" rief der Jüngling aus. „Lächeln Sie über mich. Ich bin kein Knabe mehr. Das meiner Mutter zugefügte Unrecht hat einen Mann aus mir gemacht."

„Arme Adelaide!" seufzte Mrs. Dalton. „Ich wünschte, daß sie Deine Worte hören könnte."

„Sie hört sie!" antwortete Oliver Brandreth feierlich, indem er zugleich gen Himmel deutete.

„Ich meine auf Erden."

„Auf Erden! Sie sprechen in Räthseln, Tante. Auf Erden! Was meinen Sie damit? Kann es denn sein; — doch nein — die Voraussetzung wäre zu gewagt und unwahrscheinlich, selbst für einen Traum; und Sie," setzte er, seinen Arm um ihren Nacken schlingend hinzu, „sind zu gut, um mich zu quälen."

„Kannst Du standhaft sein?" flüsterte seine Verwandte tief bewegt.

„Wie ein Fels — wie ein Fels! Nur die Ungewißheit quält mich."

„Lieber, edler Junge. Es ist möglich, daß die

Mutter, die Du so tief betrauerst, noch lebt. Nun! nun!" fuhr sie fort, seine bleiche Stirne küssend, „wo bleibt denn Dein Versprechen? — Ist dieß Deine Festigkeit?"

„Sie lebt!" rief ihr Neffe fast athemlos, „und ich wurde seit Jahren von ihr fern gehalten; man raubte mir ihr Lächeln, ihre Küsse, ihren Segen! — Wie mein Herz bei dem Gedanken schlägt, daß mir dieß alles noch zu Theil werden kann! — daß alles dieß mir durch die Ungerechtigkeit meines Vaters geraubt worden ist," setzte er bitter hinzu.

„Du mußt ihn nicht richten," bemerkte die Dame tief bewegt.

„Ich will beten, daß ich dieß nicht thue," versetzte er — „ich will beten, daß ich dieß nicht thue. Aber wo lebt sie," fuhr er fort, — „geben Sie mir eine Andeutung, damit ich ihre Zufluchtsstätte mit jener Ehrerbietung und Liebe aufsuchen kann, mit welcher ein Pilger dem Reliquienkasten eines Märtyrers sich naht."

„Hier, Oliver," sagte seine Tante, „endet mein Wissen. Nach meiner Rückkehr nach England stellte ich meinem Bruder vor, daß er unklug gehandelt habe."

„Unklug! doch weiter."

„Vergebens bemühte er sich, eine Unterredung mit ihr zu erlangen; sie wurde freundlich, aber fest verweigert."

„Sieht dieß wie ein Bekenntniß der Schuld aus?" fragte unser Held.

„Dein Vater hielt es dafür; aber ich kannte die Freundin meiner Kindheit zu gut, Oliver, als daß

ich einer solchen Ansicht auch nur einen Augenblick Glauben geschenkt hätte."

„Gott segne Sie für diese Worte!" rief der exaltirte Jüngling, ihre Hand drückend. „Ja, Sie — Sie vermochten sie zu verstehen?"

Es lag etwas Bitteres in der scharfen Betonung des Wortes „Sie", das der Mrs. Dalton nicht entging, obgleich sie für besser hielt, es unbeachtet zu lassen.

„Auch mir glückte es nicht, zu einer Unterredung mit meiner unglücklichen Freundin zu gelangen," fuhr sie fort; „nur ein einziges Mal erhielt ich eine Antwort auf die vielen Briefe, die ich durch Vermittlung ihres Bankiers an sie schickte. Sie lautete kurz und enthielt nur die wenigen Worte:

„Sobald mein Name gerechtfertigt ist, oder ich auf dem Todtenbette liege."

„Diese Zurückweisung hielt mich nicht ab, alle Jahre wieder an Deine unglückliche Mutter zu schreiben; da ich selbst Mutter bin, so verstand ich einer Mutter Herz. Ich beschrieb Dich ihr und — Du erinnerst Dich doch noch des Miniaturbildes, zu dem Du gesessen bist?"

„Ja."

„Ich sagte Dir, ich möchte es gerne für mich in ein Bracelet fassen lassen."

„Ganz richtig."

„Das Bracelet wurde an Mrs. Brandreth geschickt, aber nur durch ihren Bankier; denn durch keine Bitten, die wahrhaftig nicht gespart wurden, gelang es, ihre Adresse zu erlangen."

„Ich will sie erlangen!" versetzte der Jüngling.

„Und nun, Tante — liebe gute Tante," fuhr er fort, „bitte ich Sie, mich eine Zeitlang mich mir selbst zu überlassen. Ich brauche Ueberlegung, Zeit, um meine wirren Gedanken zu sammeln, einen Beschluß zu fassen, welche Schritte Pflicht, Ehre und Liebe zu thun mir vorschreiben."

„Du vergißt, daß Du auf dem Punkte stehst, Dich nach Malta zu Deinem Vater zu begeben," bemerkte Mrs. Dalton besorgt.

„Vielleicht," versetzte ihr Neffe, — „vielleicht!"

Die gutherzige Frau, die mit Olivers Gefühlen mehr sympathisirte, als sie auszudrücken für gut hielt, verließ das Zimmer, indem sie ihn seinem Nachdenken überließ.

Sobald er sich allein sah, wich die Entschlossenheit, die er bis jetzt an den Tag gelegt hatte — die Männlichkeit, deren er sich gerühmt hatte, war vergessen; er war wieder ein Knabe und weinte lange und heftig. Es waren aber nicht lauter Thränen des Schmerzes, die er vergoß, sondern Freude, Zärtlichkeit und Dankbarkeit hatten ebenfalls ihren Antheil daran. Die Entdeckung hatte ihm etwas wiedergegeben, was, einmal verloren, kein Band, nicht einmal das der Ehe, zu ersetzen vermag, — die Aussicht, der Mutter Liebe und Segen zu gewinnen.

„Noch am Leben!" murmelte Oliver. „Klingt doch dieses kleine Wort wie Musik in meinen Ohren. Ich muß sie sehen; mein Herz würde brechen, wenn mein Wunsch nicht erfüllt würde. Sie wird nicht an mir zweifeln! Wie oft schon habe ich mich nach Jemand gesehnt, in dessen Busen ich alle meine

Gefühle ausschütten, meine Gedanken flüstern könnte, dessen Herz mich verstünde! Wie beneidete ich die Kinder des Armen, die Söhne des Tagelöhners, denen die süße Liebe ihrer Mutter zu Theil wurde! Auch mir wird sie zu Theil werden," setzte er in triumphirendem Tone hinzu, „die Natur verbürgt mir, daß ich sie gewinnen werde."

Mehrere Minuten lang betrachtete er stillschweigend das Porträt, das er mehrmals an die Lippen drückte und sodann um den Hals hängte.

„Ich will es nicht mehr anblicken," rief er aus, „sonst fange ich an zu tadeln, wo Pflicht mir Stillschweigen auferlegt und zu verurtheilen, wo ich nicht zu verdammen wage. Vater! Vater! ich hätte nie geglaubt, daß Dein Herz so hart ist; ich verstehe, was Ehre heißt, wenn sie noch so empfindlich ist, aber ich begreife diesen ungereimten Kultus derselben nicht, welcher sie wie ein Götzenbild — nicht wie einen Gott behandelt."

Zwei Stunden nach der Unterredung, die wir mitgetheilt haben, fand sich Oliver Brandreth wieder in dem Empfangzimmer der Mrs. Dalton ein. Sein schönes Gesicht war noch immer blaß und trug augenscheinlich die Spuren kaum gelegter Aufregung; aber es lag ein ruhiger und entschlossener Ausdruck darin, der die Tante unruhig machte.

„Ich bin jetzt fest entschlossen," sprach er, „nicht nach Malta zu gehen."

Mademoiselle Marelle, die ihrem kleinen Zögling französischen Unterricht ertheilte, blickte von dem Buch, das vor ihr auf dem Tische lag, erstaunt auf.

„Das ist ganz recht, bleibe nur bei uns," rief

Isabella aus, vor Freude in die Hände klatschend. „Bleibe zu Hause bei der Mama und mir."

„Fi donc!" bemerkte die Gouvernante tadelnd.

„Nun!" sagte das Kind ungeduldig, „ich wünsche, daß Vetter Oliver hier bleibt und habe mir fest vorgenommen, mir die Augen auszuweinen, wenn er uns wieder verläßt."

„Ich fürchtete dieß," sagte die Tante. „Hast Du auch an die Folgen des Zornes Deines Vaters gedacht?"

„Ich habe nur an meine Pflicht gedacht," versetzte der Jüngling, „und werde die Ansicht, zu welcher ich gelangt bin, ihm offen und ohne Rückhalt auseinandersetzen. Es sollte mir leid, sehr leid thun, wenn der Vorsatz, den ich gefaßt habe, ihn beleidigen würde; ich würde ihn aber deßhalb doch nicht ändern. Ich habe eine heiligere Pflicht, als nur die bloße Unterwürfigkeit unter seinen Willen zu erfüllen; ich habe den Ruf meiner Mutter wieder herzustellen und die elende Verschwörung an's Tageslicht zu ziehen."

Mademoiselle Marelle wurde sehr blaß; vielleicht war bloß die Hitze im Zimmer schuldig daran, denn sie stand fast in demselben Augenbicke auf und öffnete das Fenster.

„Du siehst," flüsterte Mrs. Dalton, „wie selbst die leiseste Anspielung auf Mrs. Brandreth sie angreift."

„Ich bemerke es," versetzte Oliver trocken.

„Sie besitzt ein vortreffliches Herz."

Auf diese Auslegung gab er keine Antwort, sondern verließ kurz darauf das Zimmer, weil er seinem Freunde Philipp einen Besuch versprochen hatte, der noch immer im Hause seines Vormunds sich befand.

„Madame, Madame, was haben Sie gethan!“ rief die Französin aus, sobald Oliver aus dem Bereich des Gehörs war.

Die Dame machte ein Gesicht, als ob sie diesen Ausruf nicht verstünde.

„Er ist so heftig,“ fuhr Mademoiselle fort, „und wird mit dem Kapitän Verdruß bekommen, der sehr aufgebracht sein wird.“

„Ich kenne meines Bruders Gefühle in diesem Punkte vollkommen genau,“ bemerkte Mrs. Dalton etwas kalt, „und habe nach meinem eigenen Urtheil und auf meine Verantwortung hin gehandelt, als ich meinem Neffen mittheilte, daß seine Mutter noch am Leben sei.“

Die Französin zuckte die Achseln.

Nach dieser Erklärung hatte sie nichts weiter mehr zu sagen; aber das Unheil war einmal geschehen. Zum erstenmale fragte sich Mrs. Dalton selbst, ob Isabella's und Oliver's Widerwille gegen die Gouvernante wirklich so grundlos sei, wie sie sich bis jetzt eingebildet hatte.

Als unser Held in Mr. Comptons Hause eintrat, fand er den würdigen Mäkler im Begriff nach Guildhall sich zu begeben, indem sein Buchhalter Barnes eine Anklage auf Diebstahl gegen Randal Rand erhoben hatte.

„Auf Diebstahl!“ wiederholte Oliver unwillig, „das glaube ich in meinem Leben nicht.“

„Ich auch nicht,“ sagte Philipp, der stets der Ansicht seines Freundes war.

Sein Vormund schwieg stille. Er war augenscheinlich erzürnt und vermochte dieß nicht zu ver-

bergen. Es war aber nicht der Verlust des Geldes, der ihn ärgerte, da es sich in keinem Falle um eine große Summe handeln konnte, sondern es war der Schlag, welcher seinem wiedererwachten Vertrauen und Antheil an den Menschen durch diese Handlung der Undankbarkeit versetzt worden war.

„Ich vermag euer Vertrauen zu verstehen," sagte der alte Mann endlich, „in eurem Alter hätte ich vielleicht ebenso gedacht. Doch nein, ich glaube kaum, daß dieß der Fall gewesen wäre," setzte er überlegend hinzu, „denn damals war ich schon seit einem Jahre im Geschäfte und es ist ganz merkwürdig, wie viele Täuschungen die City zerstört."

„Sie glauben also diese Anklage?"

„Ich fürchte, daß es so ist," versetzte der Kaufmann, „aber ich will so handeln, als wenn ich nicht daran glaubte. Ich werde Randal um euretwillen auf die möglichste Weise schonen."

„Ich danke Ihnen," rief unser Held. „Dürfen wir Sie begleiten?"

„Wenn es Ihnen beliebt, ja."

Die Entfernung von Guildhall und der Privatwohnung des Mäklers war nicht sehr groß, und so trafen alle Drei zeitig genug ein, um den Gefangenen von den Gerichtsdienern herbeiführen zu sehen. Als dieser seinen Principal und die beiden Knaben bemerkte, machte sich ein Lächeln auf seinem bleichen Gesichte bemerkbar.

John Compton sah ihn streng an, während Oliver, ohne nur einen Augenblick sich zu bedenken, ihm die Hand entgegenstreckte.

Der Gefangene ergriff sie dankbar und mit Thränen in den Augen.

„Sie hätten noch warten sollen," sagte der Mäkler.

„Bis seine Unschuld erwiesen ist? Wo wäre aber dann die Freundschaft oder das Vertrauen geblieben, wenn ich ihm dann erst die Hand geschüttelt hätte?"

„Hm! hm!"

Es war dieß eine Ausrufung, deren sich der Mäkler bediente, wenn ihm etwas gefiel oder mißfiel; es war daher nicht leicht zu verstehen, was er damit ausdrücken wollte.

Als der Buchhalter Barnes auf der Zeugenbank erschien, sah man ihm an, daß er im höchsten Grade aufgeregt und angegriffen war. Sein Principal, der seiner Ehrlichkeit unbedingtes Vertrauen schenkte, ermuthigte ihn durch ein freundliches Lächeln.

„Mr. Compton," gab er nach geleistetem Eide an, „war einige Tage aus der Stadt abwesend und hatte mir die Leitung des Geschäfts übertragen. Weil der Gefangene ein Neuling in den Comptoirgeschäften war, nahm ich ihn zu mir in das Privatzimmer, um ihn unter meinen Augen zu behalten."

„Zweifelten Sie vielleicht an seiner Ehrlichkeit?" fragte der vorsitzende Rathsherr.

„Ich hegte gerade keinen Verdacht," erwiderte der Buchhalter, „aber Zweifel."

Randal lächelte.

„Ich mußte das Comptoir verlassen; bei meiner Zurückkunft fand ich zu meinem Erstaunen, daß der Schlüssel zu der eisernen Geldkiste fehlte. Niemand konnte ihn weggenommen haben, als der Gefangene."

„Wurde etwas entwendet?"

„Ich glaube so; aber ehe der Inhalt der Geldkasse untersucht ist, läßt sich unmöglich beschwören, bis zu welchem Betrag. Wäre nicht mein verehrter Principal zurückgekehrt, so hätte ich mich genöthigt gesehen, den Deckel aufbrechen zu lassen. Das Geschäft stand förmlich still."

„Die Anklage, wie sie sich vorerst stellt, geht nicht weiter, als daß ein Schlüssel gestohlen worden ist," bemerkte der Magistratsbeamte.

„Nicht weiter," versetzte der Zeuge mit leiser Stimme.

„Gefangener, haben Sie irgend eine Angabe zu machen?"

„Eine sehr kurze," bemerkte der junge Mann. „Vor Allem gestehe ich ein, den Schlüssel zur Geldkasse versteckt zu haben."

Oliver vermochte sein Erstaunen nicht zu unterdrücken, aber ein Blick Randal's beruhigte ihn wieder. Nie hatte er einen Menschen gesehen, der weniger verlegen oder einem Verbrecher unähnlicher gewesen wäre.

„Und wohin haben Sie ihn denn versteckt?" fragte der Rathsherr, der selbst das Haupt einer bedeutenden Firma war und folglich die Größe des Vergehens vollkommen zu würdigen verstand.

„Ich lehne die Beantwortung dieser Frage vorerst ab," versetzte Randal Rand achtungsvoll, „indem ich zuerst ein paar Fragen an meinen Principal stellen muß. Hat Mr. Barnes, Herr, das Recht, Schuldverschreibungen oder Wechsel für Sie zu unterzeichnen?"

„Durchaus nicht," rief John Compton.

„Dann habe ich klug gehandelt," sagte der Gefangene mit einem Blicke der Verachtung gegen den Zeugen.

„Klug!" wiederholte der Rathsherr unwillig.

„Ich glaube, man wird es so nennen," bemerkte der Angeklagte. „Ich hörte, wie die Commis im Comptoir sich wunderten, daß Mr. Barnes das Geschäft leiten könne, da er nicht zur Unterschrift des Hauses berechtigt sei. Während seiner Abwesenheit fand ich Gelegenheit an seinen Pult zu gehen, und einen Blick in das Korrespondenzbuch zu werfen. Ich war sehr erstaunt, als ich darin ein Blatt Copirpapier fand, welches bewies, daß er die Unterschrift nachgemacht hatte. Ich hielt es gegen den kleinen Spiegel im Zimmer, und las deutlich — „John Compton" mehrmals darauf. Das Copirpapier mußte auf die Handschrift gelegt worden sein, während diese noch naß war."

Die Augen aller Anwesenden im Gerichtszimmer wandten sich Mr. Barnes zu, dessen Gesichtszüge vor Beschämung und Entsetzen sich verzerrt hatten.

„Dieß," fuhr Randal fort, „veranlaßte mich, einen Blick in sein Privatpult zu werfen. Hier fand ich sechs indossirte Wechsel. Es blieb mir nur ein Augenblick Zeit zu entscheiden, ob ich mir einen mächtigen Feind in dem Buchhalter machen solle, wenn mein Verdacht sich als ungegründet herausstelle, oder ob ich vor Allem an das Interesse meines Principals zu denken habe. Ich entschloß mich zu letzterem, legte die Wechsel, das Copirpapier und alles übrige in die eiserne Kiste, und entfernte den Schlüssel."

„Das ist nicht wahr!" rief Mr. Barnes.

„Habe ich mich nicht erboten, ihn herauszugeben, sobald Sie mir bewiesen, daß Sie von Mr. Compton zum Gebrauch seiner Unterschrift bevollmächtigt seien?"

„Nein; Sie sagten nichts der Art," stammelte der Buchhalter.

„Junger Mann," sagte der Rathsherr, „die Angabe, die Sie gemacht haben, kann erst dann geglaubt werden, wenn sie untersucht worden ist. Die Geldkiste muß in Gegenwart von Zeugen geöffnet werden, und wenn die Wechsel und das Copirpapier so gefunden werden, wie Sie es beschrieben haben, so —"

„Ich bin überzeugt, daß dieß der Fall sein wird," rief Oliver erfreut.

Der Rathsherr warf einen höchst unwilligen Blick nach der Seite, von welcher die Stimme kam, während die Gerichtsdiener Oliver ernstlich aufforderten, stillzuschweigen.

Der Gefangene, scharf bewacht, der Ankläger, John Compton und die beiden Jünglinge machten sich sogleich auf den Weg, nach dem in Mark-lane gelegenen Comptoir. Während der Fahrt sprach der Mäkler kein Wort; sein Vertrauen in seinen alten Diener war zwar noch nicht ganz dahin, aber sehr erschüttert.

„Nun," sagte der Gerichtsdiener, als Alle in dem Privatzimmer versammelt waren, wo die ungeheure eiserne Geldkiste stand, „wo ist der Schlüssel?"

„Ich warf ihn hinter die eichene Wandverkleidung," versetzte Randal.

Die Dielen waren bald weggerissen, um dahinter

zu suchen, und man fand nicht nur den Schlüssel, sondern auch an Barnes adressirte Briefe von verschiedenen Personen, mit denen er an der Börse speculirt hatte, — von denen einige die Forderung zum Zahlen enthielten, andere mit Klagen drohten. Der elende Mensch hatte sie ebenfalls hinter die Wandverkleidung geworfen, in der festen Ueberzeugung, daß sie von dort niemals an's Tageslicht gebracht würden.

Nach Oeffnung der Kiste fand man die Beweisstücke, wie der Gefangene angegeben hatte, und es war damit nicht nur seine Schuldlosigkeit an irgend einem Vergehen, ohne den mindesten Zweifel zurückzulassen, hergestellt, sondern auch bewiesen, daß er durch seine rasche und entschlossene Handlungsweise von seinem Principal einen ernsten Verlust abgewendet hatte.

Nach der Rückkehr nach Guildhall vertauschte Barnes den Platz mit Randal Rand, der auf die ehrenvollste Weise freigesprochen, dafür aber sein Gegner als überwiesen angenommen wurde.

„Sie sollen durch Ihre Rechtschaffenheit nicht zu Schaden kommen," rief der Mäkler, indem er ihm die Hand drückte; „ich werde daran denken."

„Ich bin bereits bezahlt, Herr," antwortete der junge Mann mit einem Blick der Dankbarkeit auf Oliver Brandreth; „er zweifelte nicht an mir."

„Hm!" murmelte John Compton; „dieser Knabe scheint immer Recht zu behalten."

„Weil ich auf mein Herz und nicht auf meinen Kopf höre."

„Schlimme Gewohnheit im Geschäftsleben," versetzte der Mäkler; „schlimme Gewohnheit im Geschäftsleben."

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Es war für Philipp eine harte Prüfung — seiner Mutter so nahe zu sein, ohne sie besuchen zu dürfen. In diesem Punkte war aber sein Vormund unerbittlich; er hatte der Lady Fairclough geschrieben, daß ihr Sohn in London sei, und daß er sich freuen würde, sie in seiner Wohnung zu sehen. Auf diese Mittheilung war aber bis jetzt noch keine Antwort erfolgt.

Philipp hatte schon öfters einen jungen Menschen bemerkt, der vor dem Hause herumlungerte und einmal glaubte er zu bemerken, daß ihm derselbe Zeichen mache; aber weil Oliver und Oberst Grey in der Nähe waren, so erlaubte er sich nicht ihm darauf zu antworten.

Das nächstemal, wenn er ihn vom Fenster aus sehen würde, beschloß er auf die Straße hinabzugehen. Es dauerte nicht lange, bis sich dieß ereignete, und er seine Absicht in Ausführung bringen konnte.

„Nun," sagte Philipp zu dem Knaben, der ihm in den Hof nachgefolgt war, „bringst Du mir Nachricht von meiner Mutter?"

„Ist Ihre Mutter eine Schwarze?" fragte der junge Mensch mit einem grinsenden Lächeln.

„Ah! Du bist von meiner Amme Samba geschickt?“

„Ich kenne ihren Namen nicht,“ versetzte der Bursche; „aber es ist eine Schwarze, die mich schickt.“

Der Bote war einer jener Knaben, wie man sie häufig in den Straßen Londons sieht, welche, der Himmel weiß, von was leben, denn niemand scheint um sie sich zu kümmern. Es lag eine gewisse Frühreife in seinem Gesicht oder besser gesagt, er sah aus, als wenn er nie jung gewesen wäre; Schlauheit und List sprachen aus seinen stechenden, kleinen Augen, sein Gesicht war breit, sein Kopf ungewöhnlich groß und seine Beine gebogen, wie die eines Dachses.

„Sie gab mir eine halbe Krone, um Sie abzupassen,“ fuhr er fort.

„Wo ist sie?“ fragte Philipp Blandford hastig. „Führe mich zu ihr und ich will Dir auch eine halbe Krone geben.“

Der Bote ließ einen leisen Pfiff ertönen, so daß Philipp glaubte, die Negerin im nächsten Augenblicke erscheinen zu sehen.

„Sie ist nicht hier,“ rief der Knabe, in ein lautes Lachen ausbrechend. „Mir fiel nur ein, wie grün Sie sind, und ich bin doch überzeugt, daß Sie die Schule besucht haben.“

„Allerdings habe ich dieß,“ bemerkte der junge Gentleman.

„Ich nicht,“ versetzte der Knabe; „aber ich weiß deßhalb doch, wie man dieses oder jenes macht. Sie sagte mir, sie wolle Sie heute Abend zwischen acht und neun Uhr in einem Cab erwarten am Ende der Straße, wenn Sie kommen und sie sprechen wollen.

Wollen Sie kommen? mir ist es einerlei," fügte er bei, „ich habe bereits meinen Lohn und um's Uebrige kümmere ich mich nicht."

„Wenn ich gewiß wüßte, daß sie Dich schickt."

„Wer glauben Sie denn, sollte mich sonst schicken?" fragte der Bote mit wohlgelungenem Erstaunen. „Gibt es denn so viele Damen, die mir eine halbe Krone gegeben hätten, um Sie zu sehen? Halten Sie — halten Sie ein wenig! sie sagte, ich solle Ihnen dieß geben. Die Schwarze ist so unwissend wie ich. Sie kann nicht lesen — hat es wahrscheinlich nie gelernt."

Er wühlte einige Minuten lang in der Tasche seiner Jacke von Barchent und zog daraus endlich einen jener langen, durchbrochenen Ohrringe hervor, wie diese die treue Negerin in Indien getragen hatte. Philipp erkannte das Pfand augenblicklich, vergaß aber in seiner Aufregung, daß seine Mutter mehrere dergleichen Ohrringe besaß.

„Sage ihr, daß ich kommen werde," sprach er.

„Versprechen Sie mir dieß auf Ehre?"

„Sie hat nicht zu fürchten, daß ich ihr nicht Wort halte, ich sehne mich gar zu sehr darnach, Nachrichten von meiner theuren Mutter zu erhalten."

„Dann ist also die schwarze Frau Ihre Mutter?" rief der Knabe mit grinsendem Lachen. „Ich dachte mir doch, daß es so sei."

Für Philipp war es gleichgültig, was er glaubte. Sein Versprechen wiederholend verließ er ihn, nachdem er ihm zuvor noch Geld gegeben hatte.

Der Bote blickte zuerst auf die Münze, dann nach dem Geber, als dieser sich rasch entfernte, aus Furcht beobachtet zu werden.

„Ich möchte wohl wissen, was sie mit Dem anfangen wollen?“ murmelte er vor sich hin. „Mich geht übrigens die Geschichte nichts an; ich bin für das was ich gethan habe, bezahlt, und verdiene nicht oft einen solchen Taglohn. Wie stolz und anmaßend hat er gesprochen. Es kommt wahrscheinlich daher, weil er ein Gentleman ist. Ich hasse alle Gentlemen. Wenn sie bezahlen, so werfen sie unser Einem das Geld hin, wie wenn wir Hunde wären. Er hat es allerdings nicht so gemacht, das muß ich ihm nachsagen. Meine Sache ist es nicht, wenn sie ihn kalt machen; mir kann man dabei nichts anhaben. Ich weiß nichts und kann nichts sagen, wenn ich nicht will,“ fügte er mit einem Achselzucken hinzu, das übrigens nur ihm selbst gelten konnte, da niemand in der Nähe war, der es hätte bemerken können.

Mit diesen Gedanken steckte er die beiden halben Kronen in die Tasche und einen Gassenhauer pfeifend verließ er gemächlich den Hof und schlug den Weg nach einer kleinen Schenke in der Vorstadt ein, wo er diejenigen zu treffen wußte, die ihn gemiethet hatten.

Den Tag über zeigte sich John Compton's Mündel nachdenkend und zerstreut, so daß selbst Oliver Brandreth — obgleich sein Herz vielfach beschäftigt war — es bemerkte.

„Was hast Du denn, Philipp?“ fragte er.

„Ich denke an meine Mutter.“

Die Antwort schien so natürlich, daß sein Freund unglücklicher Weise nicht weiter mit Fragen in ihn zu dringen sich veranlaßt fand.

Wäre Philipp Blandford sehr schlau, und nicht der offenste und schlichteste Mensch auf der Welt gewesen,

so hätte er seine Maßregeln, um mit seiner Amme zusammenzutreffen, nicht listiger ausführen können. Er aß wie gewöhnlich mit seinem Vormund und dessen Gästen zu Mittag und verließ das Zimmer erst wenige Minuten nachdem die Stunde seines Rendezvous' geschlagen hatte.

Er schlüpfte aus dem nach hinten gelegenen Eingange und begab sich eiligen Schritts nach der ihm bezeichneten Stelle.

„Alles in Ordnung," flüsterte eine Stimme in seiner Nähe.

Er blieb stehen; es war der Knabe in der Barchentjacke, der diese Nachricht ihm gebracht hatte.

„Diesen Weg."

Sie gingen rasch die Straße hinab, wo das Cab wartete. Wäre der getäuschte Jüngling argwöhnischer Natur gewesen, so wäre ihm nicht entgangen, daß das Gesicht des Kutschers so tief in ein Halstuch versteckt war, daß es unmöglich war, ihn zu erkennen.

Philipp dachte aber nur an seine Amme und auf die Nachrichten, die er von seiner Mutter erhalten werde.

Als er sich eilig der Wagenthüre näherte, glaubte er Samba's Gesichtszüge zu erkennen und sprang ohne Bedenken hinein.

Der Knabe schloß die Thüre rasch zu und das Cab fuhr davon.

„Ein pfiffiger Kerl, dieß," sprach er mit Beziehung auf den Mann auf dem Bock; „er ist aber kein Regelmäßiger. Ich möchte wohl wissen, was für eine Nummer er hat."

Indem er seinen schlecht erworbenen Verdienst in

der Tasche klingen ließ, entfernte er sich in entgegengesetzter Richtung, indem er wahrscheinlich wenig darum sich kümmerte oder darüber nachdachte, was aus dem jungen Menschen werden würde, den er so listig in die Falle gelockt hatte.

„Samba — liebe, treue Samba!“ rief Philipp, an die vermeintliche Negerin sich wendend, „wie glücklich bin ich, Dich wieder zu sehen! Warum sprichst Du denn nicht mit mir?“

Eine gewichtige Hand legte sich auf seine Schulter und ein Tuch wurde ihm in den Mund gepreßt, um ihm die Möglichkeit zu benehmen, um Beistand rufen zu können.

„Ein einziges Wort,“ sagte der Betrüger, der die Person seiner Amme vorgestellt hatte, „und ich mache Ihre Stimme für ewig verstummen.“

Der Jüngling vermochte nicht den leisesten Schrei hervorzubringen; er errieth, in wessen Hände er gefallen war. Trotz seines Entsetzens glaubte er die Stimme Hanway's, des Kammerdieners des Sir Aubrey Fairclough zu erkennen. Das Cab fuhr unterdessen rasch immer weiter. Straße um Straße wurde zurückgelegt, bis der hilflose Gefangene sich endlich auf der Chaussee von London befand.

Nach einer raschen Fahrt von nahezu zwei Stunden band der Räuber dem widerstandslosen Jüngling ein Tuch um die Augen, indem er ihm zugleich unverholen erklärte, daß er ihm bei dem geringsten Widerstande oder Versuche, Lärm machen zu wollen, das Genick brechen werde.

Es lag etwas in dem Tone, in welchem diese

Drohung ausgesprochen wurde, was den Gefangenen überzeugte, daß er sein Wort halten werde.

Den armen Philipp schmerzte es ganz besonders, daß er durch seine Liebe zu seiner alten Amme in die Falle gelockt worden war; dabei machte er dieser aber durchaus keine Vorwürfe, oder vermuthete er nur einen Augenblick, daß das treue Geschöpf das gegen ihn geschmiedete Complott begünstigt hätte; dafür kannte er Samba zu genau.

Endlich hielt das Cab an und man hieß ihn aussteigen.

„Wohin bringen Sie mich?“ fragte er.

„Stellen Sie keine Frage und gehorchen Sie,“ versetzte die Stimme, welche, wie er jetzt fester als je überzeugt war, Hanway gehörte, obgleich dieser sie zu verstellen suchte.

Nachdem er etwa hundert Schritte auf einem, wie es ihm schien, weich mit Sand bestreuten Gartenweg geführt worden war, hörte er einen Schlüssel umdrehen, worauf das Knarren einer Thüre in ihren Angeln folgte.

„Sie werden mich doch nicht ermorden,“ sprach er; „früher oder später würde dieses Verbrechen entdeckt und bestraft werden.“

Der Gefangene fühlte, daß die Hand, welche die seinige noch immer gefaßt hielt, zitterte.

„Sie ermorden!“ versetzte sein Führer barsch, „wozu sollte dieß nützen?“

„Diejenigen, welche Sie gemiethet haben, wissen dieß am besten.“

„Ich sagte Ihnen, als ich das Tuch aus Ihrem Munde nahm,“ bemerkte der Mann, „daß Sie nichts

zu fürchten hätten, wenn Sie stille schwiegen. Uebrigens würde es Sie gar nichts nützen, hier Lärm machen zu wollen, indem das nächste Haus eine Meile entfernt ist."

Mit dieser Versicherung schob ihn der Mann durch die offene Thüre, die er sorgfältig hinter ihm abschloß.

Nachdem seine Schritte verhallt waren, zog Philipp die Binde von den Augen, fand aber zu seinem Entsetzen, daß er sich in gänzlicher Dunkelheit befinde. Wie gerne hätte er geschrieen, um Beistand gerufen, denn er hing sehr am Leben; aber die furchtbaren Drohungen des entsetzlichen Mannes, der ihn so eben verlassen hatte, hielten ihn davon ab.

„Hätte ich nur Oliver etwas gesagt," murmelte er vor sich hin, „anstatt wie ein blinder, vertrauensvoller Thor nach meinem eigenen Gutdünken zu handeln. Ich bin für meine Thorheit bestraft."

Seine Arme ausstreckend fing er an sorgfältig in dem Orte seiner Gefangenschaft umherzutappen. Er befand sich offenbar in einem kleinen Zimmer oder in einem Hintergebäude. Endlich gelang es ihm eine Thüre und ein schmales Fenster zu entdecken, welches aber sorgfältig durch einen von außen verriegelten Laden verschlossen war, den sein Peiniger vor seinem Weggehen ebenfalls zugemacht hatte.

„Mit mir ist es aus," rief der Gefangene vor sich hin; „ich komme nicht mehr lebendig von hier weg."

Kaum waren diese Worte seinen Lippen entschlüpft, als sein Fuß sich an etwas stieß, das auf dem Boden lag und wie ein Pfahl sich anfühlte; als er den Gegenstand aufhob, fand er zu seiner Freude, daß

es eine lange Gartenhaue sei, deren Eisentheil am Ende scharf und sehr massiv sich anfühlte.

Die kann mir als Waffe dienen, dachte Philipp, sie fest in die Hand nehmend; wenigstens kann ich damit mein Leben theuer verkaufen.

Obgleich ohne jede Hoffnung des Entkommens lag für ihn ein gewisser Trost in dem Gedanken, daß er nicht ungerächt fallen werde.

Dank den Lectionen, die ihm Oliver Brandreth und seine Mitschüler in Carwell-Hall gegeben hatten, war Philipp Blandford nicht mehr der schüchterne, unentschlossene Knabe, der sich schon vor einem Schatten vor Gefahr fürchtete, sondern er war jetzt eben so kaltblütig und muthig wie sein Freund, und von einer Festigkeit, welche diejenigen, welche ihn früher gekannt, niemals ihm zugetraut hätten. Somit stellte er sich hart an die Thüre in der Absicht, die erste Person, welche einzudringen wage, mit einem Schlag zu empfangen.

Die Haue in einer jungen und kräftigen Hand, war ein nicht zu verachtendes Vertheidigungswerkzeug.

Nachdem er etwa eine Stunde lang in der höchsten Spannung gewartet hatte, glaubte er einen leichten Fußtritt seinem Gefängniß sich nähern zu hören. Er lauschte athemlos; jetzt wurde sanft an der Thüre gerüttelt.

Der Gefangene nahm seine Waffe fest in die Hand.

„Ist Jemand im Geräthehause?“ fragte eine weibliche Stimme, welche Philipp augenblicklich für die Milly's erkannte.

„Ja, ich bin es, Philipp — Philipp Blandford!

der Sie im Walde bei Kotswold von der Zigeunerin befreite und Ihr Kind aus dem Karren in Sicherheit brachte."

Auf diese Worte folgte ein tiefer Seufzer.

„Meine Feinde haben mich hiehergeschleppt," fuhr er fort, — „mein Leben ist in Gefahr."

Im nächsten Augenblicke wurde der Schlüssel im Schlosse umgedreht und die Thüre des Gefängnisses geöffnet.

Der Jüngling sprang heraus in das Mondlicht und befand sich in dem Garten, der sich bis an das Ufer der Themse erstreckte.

Wir brauchen unsere Leser wohl kaum zu versichern, daß er sich auf dem Boden von Woodbine Cottage befand.

„Folgen Sie mir," sagte Milly, die blaß und höchst aufgeregt schien. „Ich will die Schuld der Dankbarkeit gegen Sie abtragen, wenn auch Elend, hoffnungsloses Elend die Folge davon sein sollte."

„Elend! — Elend für Sie?"

„Fragen Sie mich nicht," unterbrach ihn die Zigeunerin; „nur unter Stillschweigen kann ich Muth sammeln. Aus einer Unterredung, die ich erlauschte, — denn ich habe mich erniedrigt, die Lauscherin zu spielen, — erfuhr ich den Namen seines Gefangenen und beschloß Sie zu retten. Es ist kein Augenblick zu verlieren. Man wird sogleich hier sein, um —"

„Mich zu ermorden!" sagte Philipp.

„Eilen Sie, wenn Sie mich nicht wahnsinnig machen wollen," rief Milly. „Hieher — in's Boot — in's Boot!"

Der Jüngling band den Nachen los, der an der

Stelle des Ufers fest gemacht war, auf den sie deutete, küßte ihre Hand und sprang hinein.

„Noch ein Wort," fügte seine Retterin hinzu. „Versprechen Sie mir, niemals den Namen der Person zu nennen, deren Beistand Sie die Wiedererlangung Ihrer Freiheit verdanken. Mein Leben hängt davon ab."

„Ich schwöre es," rief der dankbare Knabe, als er hastig davonruderte, denn schon sah man zwei Gestalten eilig über den freien Platz daherkommen.

„Rudern Sie, denn es gilt Ihr Leben," sagte Milly. „Dem Himmel sei Dank, er hat die Mitte des Wassers erreicht, dessen heftige Strömung ihn rasch weiter treibt. Nun gilt es seinem Zorn gegenüberzutreten. Wollte Gott," setzte sie, ihre Hand auf ihr Herz drückend hinzu, „daß ich diesen nicht länger mehr zu fürchten hätte."

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Sir Aubrey Fairclough und Milly Moyne blickten einander mehrere Minuten lang, ohne ein Wort zu sprechen, an. Es lag etwas Entsetzliches in diesem Stillschweigen, das der Ruhe glich, welche dem Sturm vorangeht — der Pause in der Natur, welche den Donnerschlag im Voraus verkündigt. Es bedurfte keiner Erörterung zwischen beiden; die offene Thüre des Geräthehauses — das Plätschern des Ruders in

der Ferne auf dem Flusse belehrten den Baronet von dem Entkommen seines Opfers, und die Anwesenheit der Zigeunerin erklärte genügend, durch welche Mittel sein schändlicher Anschlag vereitelt worden war.

Wäre Sir Aubrey nur ein ganz gewöhnlicher Böswicht gewesen, so hätte er seine Wuth darüber durch leidenschaftliche Vorwürfe kundgegeben; er war aber einer jener kalten, überlegten Schurken, die das mögliche Zurückweichen eben so genau wie den Streich, den sie führen, berechnen, und sorgfältig die Waffe prüfen, mit welcher sie ausholen; selten oder nie verrieth sein Gesicht, noch weniger aber ein Wort das was er empfand. Er verstand es seine Maske ganz nach Belieben zu wechseln, ohne daß sein wahres Gesicht sich irgend Jemand gezeigt hätte.

„Du hast mich betrogen," sprach er, „und Betrug schmerzt mich."

„Von Andern," versetzte Milly bitter.

„Von Jedem," bemerkte ihr Verführer, „aber doppelt von denen, die ich liebe. Du hast durch Deine unüberlegte Handlung meine Ehre blosgestellt."

„Ehre!" wiederholte Milly in ironischem Tone. „Allerdings! Worte können die Zunge desjenigen, der sie ausspricht, nicht vergiften, aber sie können das Herz der Person, die sie hört, brechen."

Obgleich Sir Aubrey durch diese Entgegnung sich tief getroffen fühlte, welche er, wie er sich selbst gestehen mußte, wohl verdient hatte, so bewegte sich doch keine Muskel seines Gesichts, das auch nicht einen Augenblick seinen stereotyp gewordenen Ausdruck verlor.

„Der Knabe, den Du freigelassen hast, ist mein Stiefsohn," fuhr er fort.

„Ich weiß dieß."

„Aber Du weißt nicht," sagte der Baronet, „daß sein Vormund, der geschäftige, in alles sich mischende Thor, der Dich zu mir zurückbrachte, zugleich aber Dein Glück dadurch zerstörte, daß er Dir das Geheimniß meiner Vermählung enthüllte, das Gemüth des Knaben gegen mich vergiftet und die Autorität, die ihm das Gesetz über diesen verleiht, dazu benützt hat, denselben von seiner Mutter zu trennen? Ich kann möglicher Weise meine Frau nicht lieben," fuhr er fort, — „das Herz läßt sich keinen Zwang auferlegen — das ist aber noch kein Grund für mich, Zeuge ihres Jammers zu sein, ohne wenigstens eine Ursache desselben zu entfernen zu suchen. Mein Plan, ihr ihren Sohn zurückzugeben, ist vereitelt worden."

Milly schauderte über diese Heuchelei. Sie hatte erlauscht, wie er kaltblütig die Ermordung des armen Philipp mit seinem gewissenlosen Kammerdiener Hanway verabredet hatte.

„Und jetzt wird mir mein Benehmen falsch ausgelegt."

„Durch mich keineswegs," bemerkte seine Zuhörerin ruhig; — „ich habe es aus Deinem eigenen Munde gehört."

Wo oder wann dieß gewesen, fügte sie nicht hinzu.

„Ich muß Dich auf ein paar Tage verlassen," sagte der Baronet; „Deine unbesonnene Handlung macht meine Anwesenheit in London nothwendig, um die Gerüchte, die dort über mich umlaufen, niederzuschlagen. Verläumdung beachtet es nicht, wo sie trifft."

„Verlaß mich nicht!" rief das unglückliche Geschöpf.

„So grausam Du mich auch hintergangen hast, so ziehe ich Deine Gegenwart doch der Einsamkeit vor; denn Einsamkeit läßt Zeit zum Nachdenken — zu düstern Gedanken — ein Beweis, wie sehr ich mich durch mein schwaches Herz täuschen ließ."

„Du hättest früher daran denken sollen, ehe Du einen solchen Schritt unvermeidlich gemacht hast," erwiderte Sir Aubrey.

„Betrüger!"

„Ich habe Dich, so weit es sich um meine Liebe für Dich handelt, nicht betrogen," antwortete der Verführer mit wohlgelungener Zärtlichkeit; „in dieser Hinsicht wenigstens bin ich wahrhaft gewesen. Man darf mich nicht mit dem gewöhnlichen Maße messen, nach welchem menschliche Handlungen beurtheilt werden. Von vornehmer Geburt, trat ich diese Erbschaft der Armuth mit dem Antheil eines jüngern Bruders an; ich habe das Recht, meines Vaters Namen zu führen, ohne aber an seinem Vermögen Theil zu haben; ich war berechtigt, mich mit Englands stolzesten Söhnen, was das Blut anbelangt, zwar auf eine Linie zu stellen, aber arm, abhängig, geduldet, bemitleidet. Die Zeit verging und ich erbte einen leeren Titel; denn die Erbfolge in den Familiengütern war auf eine frevelhafte Art umgestoßen worden und ein Kind, ein kleines Mädchen, wurde die Besitzerin derselben. Kannst Du Dich demnach wundern, kannst Du mich tadeln, wenn ich, um dem verzehrenden Kampf mit der Armuth, dem heftigen Kampfe mit der Welt ein Ende zu machen, den fortwährend nagenden Wurm an meinem Herzen zu tödten, eine reiche Heirath schloß, — mich verheirathete, ohne auch

nur einen Funken Liebe für die Frau zu fühlen, deren Vermögen mich bereicherte? — Du wirst mich vielleicht fragen," fuhr der Heuchler fort, „ob ich durch diesen Wechsel besser oder glücklicher geworden sei? Ich antworte Dir darauf mit einem offenen Nein. Die Kette, welche ich mir freiwillig angelegt hatte, drückte mich schwer, obgleich ihre Gelenke von Gold sind. Endlich, Milly, sah ich Dich, und zum erstenmal fühlte ich diese wahrhafte, veredelnde Leidenschaft, welche das Herz reich macht. Ich gewann Dich. Ich kann vielleicht die Mittel nicht rechtfertigen, durch welche dieß geschah — aber ich gewann Dich; Du warst mein Leben, meine Zukunft. Ich hielt Dein Vertrauen für eben so unbegränzt, als meine Liebe. Du hast mich hintergangen, schmählich hintergangen und meine Ehre dem Urtheil der Welt preisgegeben."

Der Ausdruck des verwundeten Gefühls, sowie das Benehmen des Baronets in Ton und Wort war so vollkommen gelungen, daß Milly ohne Zweifel ihm vollkommen Glauben geschenkt hätte, wenn sie nicht die entsetzliche Unterredung zwischen ihm und seinem Mitschuldigen mit angehört hätte, in welcher die Einzelnheiten des beabsichtigten Mords, sowie die Beseitigung des Leichnams mit kaltem Blute und ruhiger Ueberlegung besprochen worden waren.

Das Entsetzen bemeisternd, das Milly begreiflicher Weise fühlen mußte, beschloß sie ihre Kenntnißnahme des Gräßlichen, was sie erfahren hatte, geheim zu halten. Das Aussprechen wäre jetzt zwecklos gewesen, nachdem das Opfer entkommen war; überdieß stand sie allein in der Welt, ohne Erfahrung und ohne Freunde. Der schuldbefleckte Mann war der

Vater ihres Kindes, den sie trotz seiner Schlechtigkeit noch immer liebte.

Es ist merkwürdig, wie zärtlich die Frauen an Demjenigen hängen, der zuerst ihrem Herzen Interesse einflößt. Die Liebe kann schwinden, Vernachlässigung oder Lieblosigkeit kann dieselbe gänzlich vernichten, aber sie hinterläßt selbst in der Erinnerung noch einen starken Reiz. Die erste Liebe gleicht einigermaßen der Blume, die ihren Wohlgeruch noch beibehält, selbst wenn die Blätter verwelkt sind.

„Konnte ich denn weniger thun, als ihn freizulassen," fragte sie; „hat er mir nicht wieder zu meinem Kinde verholfen?"

„Aus diesem Grunde verzeihe ich Dir auch," versetzte Sir Aubrey Fairclough, in der festen Ueberzeugung, daß ihr seine verbrecherischen Absichten gänzlich unbekannt seien. „Aber Du hast mich seinem Vormund gegenüber stark compromittirt."

„Gewiß nicht," sagte die Zigeunerin, „ich habe Blandford's Versprechen —"

„Was für ein Versprechen?"

„Seinen Freunden nicht zu sagen, daß ich seine Erretterin war."

Der Baronet lächelte ungläubig.

„Er wird sein Versprechen halten," rief Milly Moyne zuversichtlich aus. „Weßhalb dieser Zweifel? Ach! man beurtheilt freilich nach seinen eigenen Handlungen das Benehmen Anderer. Ich würde aber mein Leben zum Pfand setzen, daß er mich nicht täuscht."

„Du kennst die Welt nicht," bemerkte ihr Verführer.

„Ich kann aber im Herzen lesen," antwortete die Zigeunerin, „und das ist mehr werth als Weisheit."

„Vielleicht — vielleicht," murmelte der Baronet.

Sir Aubrey Fairclough fühlte wahrscheinlich für Milly so warm, als es bei seinem nichtswürdigen, selbstsüchtigen Charakter überhaupt möglich war, für irgend ein lebendes Geschöpf eine Empfindung zu hegen; es lag ein Reiz in ihrem schlichten Wesen und selbst in ihrer Unwissenheit eine gewisse Anziehungskraft! diese Eigenthümlichkeit im Verein mit ihrer bezaubernden Schönheit fesselte den Wüstling. Sein Stolz und seine Eigenliebe wären beide gleich sehr verwundet worden, wenn er gewußt hätte, daß er, anstatt durch seine Behauptungen hinsichtlich seiner Absichten auf Philipp sie getäuscht zu haben, nur in ihren Augen sich erniedrigt habe. Dadurch erklärt sich auch seine erzwungene Ruhe, während sein Herz von Verdruß und Leidenschaft innerlich kochte, — daher der Ton des verletzten Ehrgefühls in Folge eines ungerechten Verdachts.

Am folgenden Morgen verabschiedete er sich, um nach London zu gehen, wo er Denen, welche er als seine Feinde zu bezeichnen für gut fand, eine kecke Stirne entgegenzusetzen und den Gang der Ereignisse abzuwarten entschlossen war.

John Compton war, wie unsere Leser wohl von selbst voraussetzen, höchst bestürzt über das geheimnißvolle Verschwinden seines Mündels. Sein Verdacht wandte sich augenblicklich dem wahren Urheber der Gewaltthat zu und er setzte alle Hülfsmittel in Bewegung, um die Werkzeuge zu entdecken, welche dieser dazu verwendet hatte. Lange vor Tagesanbruch

waren Plakate an den Häusern der Hauptstadt angeschlagen, in welchen eine große Belohnung ausgesetzt war, und die Polizei war in volle Thätigkeit gesetzt.

Oliver Brandreth, der die Nacht zu fruchtlosen Nachforschungen verwendet hatte, kam ermüdet und muthlos in die Wohnung des reichen Mäklers zurück.

„Daß Philipp so thöricht sein konnte, nach allen Warnungen die ihm zu Theil geworden waren, in eine Falle zu gehen," rief sein Vormund.

„Seiner Mutter Name wurde als Köder mißbraucht," sagte unser Held.

„Sie ist seiner Liebe nicht werth," brummte der Kaufmann, „und dieß hätte er endlich einsehen lernen können."

„Sie bleibt aber doch seine Mutter," bemerkte Oliver seufzend, der wohl fühlte, wie unfähig sein eigenes Herz gewesen wäre, einer solchen Verlockung zu widerstehen.

Auf diese Vermuthung hin begab sich John Compton augenblicklich in die Wohnung des Sir Aubrey, und obgleich die Stunde noch sehr früh war, als er dort eintraf, bestand er doch darauf, augenblicklich den Baronet oder dessen Gemahlin zu sprechen.

„Massa, nicht zu Hause," sagte Samba, die, sobald sie seine Stimme hörte, augenblicklich erschien; „seit drei Tagen er auf dem Lande; und Lady Missie schlafen — nicht glücklich, Massa bös Mann."

„Ich muß sie sprechen," versetzte der Besucher; „das Leben ihres Sohnes —"

Die Negerin unterbrach ihn mit einem so durchdringenden Schrei, daß der schlummernde Portier,

der die ganze Nacht in seinem großen Stuhle gesessen hatte, die Rückkehr des Baronets erwartend, davon erwachte und einige der übrigen Dienstleute dadurch auf den Vorplatz gelockt wurden.

„Massa Philipp krank, und Sie kommen nicht früher, mir das zu sagen. Wo ist seine Schule? Alt Samba will gehen ihn zu pflegen.“

„Er hat die Schule verlassen,“ bemerkte der Mäkler. „Seine Feinde entdeckten, wo ich ihn untergebracht hatte. Sie haben ihm nach London nachgespürt und gestern Nacht hat man ihn aus meinem Hause, wo ich ihn zum Schutze untergebracht hatte, weggelockt.“

Die Augen der Negerin funkelten furchtbar.

„Sie mir ihn doch nicht tödten?“ rief sie aus. „Sie mir ihn doch nicht tödten? Lady Missie soll Sie sehen, kommen Sie mit Samba.“

John Compton folgte der Negerin in das Boudoir ihrer Herrin, wo sie ihn ersuchte, so lange zu warten, bis sie diese geweckt habe, welche kurz darauf in einen lose umhängenden Morgenrock gekleidet erschien.

Lady Fairclough hatte sich sehr verändert, seit ihr Verwandter sie zum letztenmale gesehen hatte. Ihr Gesicht war eingefallen und abgehärmt, ihre Augen zeigten sich vom Wachen ermüdet.

„Bringen Sie mir Nachrichten von meinem Gatten?“ fragte sie hastig.

„Ich gestehe Ihnen, daß ich mich sehr wenig um Sir Aubrey kümmere,“ versetzte ihr Besucher kalt, weil ihre Herzlosigkeit ihn innerlich verdroß, daß sie auch nicht ein einzigesmal seinen Mündel besucht

hatte. „Haben Sie denn gänzlich vergessen, Madame," fuhr er fort, „daß Sie nicht nur Gattin, sondern auch Mutter sind?"

Bei dieser Anspielung auf ihren Sohn erblaßte die Lady.

„Massa Philipp," schluchzte Samba, „armer Massa Philipp!"

„Was ist's mit meinem Knaben?" rief Lady Fairclough. „Obgleich es Ihnen gelungen ist, seine Gesinnung gegen mich zu vergiften und ihn abzuhalten mir zu schreiben, besitze ich doch ein Mutterherz und liebe ihn noch immer."

„Ich sollte ihn vom Schreiben abgehalten haben," wiederholte John Compton unwillig; „habe ich doch mindestens ein Dutzend Briefe an Sie besorgt!"

„Massa bös Mann," sagte die Negerin, „bös Mann!"

„Schweig!" rief ihre Herrin ungeduldig; „ich will nichts von Dir hören."

„Ich selbst habe Ihnen geschrieben und Sie benachrichtigt, daß er in London sei, weil er sich so sehr sehnte, Sie zu sehen," fuhr der Mäkler fort.

„Ich habe keinen Brief dieser Art erhalten."

„Vielleicht fanden dieselben ihren Weg nach Woodbine Cottage," bemerkte John Compton sarkastisch, „wo ich vor wenigen Tagen Ihren Gatten mit seiner Geliebten verlassen habe."

„Sie ist wieder bei ihm!" stöhnte die unglückliche Frau; „Milly ist wieder bei ihm?"

„Nebst ihrem Kind," fügte ihr Verwandter hinzu, dem es gar nicht leid that, zu beweisen, wie unwürdig der Mensch sei, dem sie sich geopfert hatte.

Ihr größter Feind, wenn sie überhaupt einen besessen hätte, würde Mitleid mit Lady Fairclough über den Eindruck gefühlt haben, den diese Worte auf sie hervorbrachten. Mehrere Minuten lang stand sie wie festgebannt, die Hand convulsivisch auf das Herz gedrückt, gleichsam als wenn sie dessen Schmerz hätte ersticken wollen; als sie aber der Heftigkeit ihrer Empfindungen nachgab, sank sie bitterlich weinend zu Boden. Ihre Thränen vermochten aber die Qual ihrer Eifersucht nicht zu mildern. Gleich Oel, wenn es in's Feuer gegossen wird, vermehrten sie gleichsam den Brennstoff der Flamme, welcher innerlich sie verzehrte.

John Compton wurde beunruhigt und hätte viel darum gegeben, wenn er sein rasches Wort hätte zurücknehmen können; aber dieß war unmöglich. Die treue Negerin, während sie ihrer Herrin beistand, wiederholte fortwährend ihren alten Refrain:

„Massa bös Mann. Lady Missie liebt ihn zu sehr, und das nicht vernünftig ist."

„Liebe!" wiederholte der Urheber des Unheils; „ich nenne es Thorheit! Wahnsinn! Man kann ebensowohl die Schlange lieben, die uns gestochen hat."

In diesem Augenblicke erschien Sir Aubrey; er war soeben aus Richmond eingetroffen. Mit einem Blicke übersah er alles, was vorgefallen war — die Mittheilung und die Anklage.

Samba warf ihm einen finstern Blick zu.

„Verlassen Sie mein Haus, mein Herr," rief er aus.

„Wo ist mein Mündel?" fragte Philipp's Vormund.

„Sie würden besser daran thun, die Frage an Diejenigen zu stellen, denen Sie ihn anvertraut haben," entgegnete der Baronet.

„Das Gesetz wird Sie darüber befragen," erwiderte der Mäkler heftig. „Ich habe bereits eine große Belohnung auf sein Auffinden ausgesetzt und die Polizei auf Ihre Spur gelenkt. In wenigen Stunden schon wird der Kanzler um seine Verwendung angegangen sein. Wenn es mein halbes Vermögen kosten sollte," fuhr er fort, „so will ich ihn entweder retten oder rächen."

Der Intriguant lächelte verächtlich; wenn ihm auch seine Absichten mißlungen waren, so fühlte er sich doch hinsichtlich der Folgen beruhigt; überdieß war er bereits mit seinen Plänen für die Zukunft im Reinen.

„Klara!" sagte ihr Gatte, sobald John Compton und die Negerin sich wegbegeben hatten, „Verstellung wäre vergeblich; ich weiß, daß dieser geschwätzige Alte Dir alles mitgetheilt hat."

„Ich brauchte seine Beweise nicht, um überzeugt zu sein, daß Du falsch gegen mich bist," erwiderte die Lady leidenschaftlich. „Schon längst habe ich die traurige Wahrheit entdeckt, daß Du mich nur um meines Vermögens willen geheirathet hast. Aubrey, ist dieß der Lohn für eine Liebe, wie die meinige? Bis jetzt hast Du nur die Schwäche meines Charakters gesehen, es ist jetzt an der Zeit, daß ich Dich auch dessen Stärke kennen lehre. Ich kann, ich will dieses Elend, das mir das Herz zerfrißt, nicht länger ertragen. Die Wahl liegt in Deiner Hand, — verzichte auf Deine Geliebte oder Deine Gattin. Willige

ein, England mit mir zu verlassen und ich will das Geschehene verzeihen: weigerst Du Dich — dann —"

„Was dann?" fragte der Baronet, als er bemerkte, daß sie zögerte.

„Dann trennen wir uns," fügte Lady Fairclough bei. „Du lächelst, — Du hältst meine Worte für den Ausbruch einer augenblicklichen Leidenschaft, die ich, wie eine schwache, nachsichtige Frau, widerrufen würde. Täusche Dich nicht darüber. Seit vielen Wochen schon kenne ich Deine Treulosigkeit, vergrub aber das traurige Geheimniß in meiner gequälten Brust — lächelte bei Deinen Betheurungen, — hörte die Entschuldigungen Deiner Abwesenheit geduldig an, die eben so falsch waren, wie die Liebe, die Du mir einst geheuchelt hast. Jetzt kannst Du nicht länger mehr mich täuschen," fuhr sie fort; „Deine Geliebte ist zu Dir zurückgekehrt. Ich hatte geglaubt, euch für immer getrennt zu haben, aber ich sehe, daß mir dieß nicht gelungen ist."

„So warst Du es also, die sie den Händen ihrer bittersten Feinde überlieferte?" bemerkte ihr Gatte.

„Ich war es!" sagte die betrogene Frau. „Mein Rechtsanwalt hat hinreichende Beweise zu einer gesetzlichen Scheidung in Händen."

Sir Aubrey wiederholte langsam dieses Wort.

„Diese wird mich wenigstens von den Vorwürfen einer eifersüchtigen Gattin befreien," bemerkte er mit einem beleidigenden Lächeln.

„Und von ihrem Vermögen zugleich," erwiderte Lady Fairclough mit einer Festigkeit, die ihn erschreckte. „Sei es darum. Ich habe dann doch die

Genugthuung zu wissen, daß meine Nebenbuhlerin nicht vermittelst Deines Vermögens verhalten wird."

„Klara!" rief der Heuchler, „das ist Thorheit, Wahnsinn! es liegt mir gar nichts an der Dirne. Es war nichts weiter als eine jener Launen, an welchen das Herz nur wenig Antheil hat; Du, und nur Du allein besitzest meine Liebe. Du lächelst ungläubig. Bilde Dir aber nicht ein, daß ich im Begriff sei, den reuigen Gatten zu spielen, — um Verzeihung zu flehen und zu winseln. Wäre mein Fehler auch noch zehnmal größer, so liegt eine solche Niederträchtigkeit nicht in meiner Natur, dazu besitze ich zu viel Stolz. Wäre ich reich, so könnte ich mich vielleicht zu einer solchen Demüthigung verstehen. Was Milly anbelangt, so liegt mir nichts daran, sie wieder zu sehen; aber ich will ihr Kind nicht verlassen. — Ich wollte, ich könnte sagen unser Kind, Klara! Du kannst dieses Gefühl nicht verstehen," setzte er sarkastisch hinzu, „aber es ist deßhalb dennoch wahr."

Die letzten Worte fielen wie ein Vorwurf in das Ohr der schwachen, leidenschaftlichen Frau, welche ihrer Liebe zu ihm alle Zärtlichkeit, ja fast sogar die Erinnerung an ihren Sohn geopfert hatte, und sie fühlte dieß tief.

„Mein Knabe sollte diese Worte geäußert haben," versetzte sie; „dem Himmel sei Dank, noch ist es nicht zu spät, mein Unrecht gegen ihn wieder gut zu machen, wenn er mir wiedergegeben werden sollte."

„Nur zu," sagte der Baronet; „fahre fort Beleidigungen auf Beleidigungen zu häufen, stelle Dich, als wenn Du mich für fähig hieltest, eine Handlung zu begehen, welche die Menschheit erniedrigt, eine

Handlung eben so schändlich als grausam — schließe Dich der Verleumdung über Deinen Gatten an. Dieß ist der wahre Weg seine Liebe zu gewinnen."

„Nein, Aubrey, aus voller Ueberzeugung spreche ich Dich von jeder Absicht auf sein Leben frei; aber sein geheimnißvolles Verschwinden?"

„Pah, er wird gefunden werden!" unterbrach sie der Heuchler.

Gleichsam als Bestätigung seiner Prophezeihung trat die Negerin, eben als diese Worte gesprochen worden waren, in das Boudoir und überreichte ihrer Herrin ein Billet von Mr. Compton, welches die Lady hastig las.

„Er ist zurückgekehrt," rief sie aus, „befindet sich sicher im Hause seines Vormunds. Es nimmt mir dieß ein schweres Gewicht vom Herzen."

Sie hätte wohl auch hinzufügen dürfen, „einen Vorwurf."

Sir Aubrey ersah seinen Vortheil und wußte, wie er ihn zu verfolgen habe.

„Klara," sprach er, sobald Samba sich wieder entfernt hatte, „ich will offen mit Dir reden. Bloße Schönheit kann zwar einen Liebhaber gewinnen, vermag aber selten einen Gatten zu fesseln. Hätte ich bei Dir ein großes, edelmüthiges und aufopferungsfähiges Herz gefunden, so wären meine Gefühle gegen Dich nicht nur Liebe, sondern Anbetung gewesen. Ich hätte Dich mit der ganzen Kraft meiner Seele verehrt; Dankbarkeit, Bewunderung, Hochachtung hätten die Kette befestigt, welche am Anfang Deine Reize geschmiedet hatten."

Lady Fairclough sah ihn ungläubig an.

„Für eine solche Frau wäre meine Ergebenheit ohne Grenzen gewesen; mein ganzes Leben hätte ich nur der Sorge um ihr Glück gewidmet," fuhr er fort. „Selbst jetzt ist es noch nicht zu spät, mich zu all' dem zu machen, was eine Frau nur wünschen kann, wärest Du nur des Opfers fähig."

„Nenne das Opfer, Aubrey!" rief die Lady in großer Aufregung. „Handelt es sich um Geld?"

„Denke nicht so niedrig von mir," versetzte der Baronet; „das goldene Band hat sich bereis als nutzlos bei mir erwiesen."

„So nenne es," wiederholte die bethörte Frau.

Sir Aubrey nahm ihre Hand in die seinige, zog sie an sich und flüsterte ein paar Worte in ihr Ohr. Sie erschrack — erbleichte; dann aber färbten sich ihre Wangen plötzlich und ihre ganze Gestalt erzitterte in krampfhaftem Schmerz.

„Ich sehe schon," fügte er laut sprechend hinzu, „daß es Dir an Herz gebricht, dieses Opfer zu bringen. Du hattest ganz recht, als Du soeben sagtest, der Beweis meiner Untreue liege klar vor. Es ist daher besser für uns beide, da wir so schlecht zusammen passen, wenn unsere Ehe getrennt wird."

„Kann Dich denn nichts Geringeres befriedigen?" stammelte die unterwürfige, zerknirschte Frau.

„Nichts."

„Von allem was ich zugestehe?"

„Wir wollen England verlassen; das Meer zwischen Dich und die Ursache Deines Unglücks legen!" rief der Heuchler mit wohlgelungener Zärtlichkeit, „und eine glückliche Zukunft soll meine frühere Nachlässigkeit wieder gut machen. Ich werde nicht länger

mehr der kalte, launenhafte Gatte sein, Klara," fuhr er fort, „sondern der inbrünstige und ergebene Liebhaber, den Du durch Dein edelmüthiges Benehmen wieder in Deine zärtlichen Arme zurückgeführt hast."

„Und Du versprichst mir, niemals wieder meine verhaßte Nebenbuhlerin zu sehen?"

„Ich schwöre Dir dieß zu."

„Nicht um eines einzigen Wortes — eines Abschiedswortes willen?"

„Ich will nicht einmal mehr an sie denken," versetzte der Baronet, „denn in meiner Erinnerung soll fortan kein anderes Bild als das der edlen —"

„Lobe mich nicht," unterbrach ihn Lady Fairclough in seine Arme sinkend, „lobe mich nicht. Möge die Größe des Opfers die Stärke meiner Leidenschaft beweisen; aber ich sage Dir, Aubrey, wenn Du mich wieder hintergehst, so machst Du mich zu Deiner unversöhnlichsten Feindin!"

„Unmöglich!" sagte ihr Gatte, ihre blasse Stirne küssend.

„Und wann reisen wir?"

„In fünf Tagen."

„In fünf Tagen," wiederholte das Opfer seiner eigenen Schwäche. „Ich werde parat sein, aber mein —"

„Ueberlasse das mir," flüsterte der Baronet, „Du mußt Dich nicht darein mengen."

Vierundzwanzigstes Kapitel.

John Compton wußte nicht recht, was er von dem Bericht denken sollte, den sein Mündel ihm über seine Abenteuer abstattete, weßhalb er auch nichts weniger als davon befriedigt war. Daß er aus seinem Schutze unter dem Vorwande eines Zusammentreffens mit seiner Amme weggelockt und von demjenigen, der ihn gefangen genommen, irgend wohin auf das Land gebracht worden war, begriff er vollkommen, denn dieß war klar genug. Wie er aber wieder entkommen sei, konnte er nicht verstehen; denn getreu seinem Milly gegebenen Versprechen vermied es Philipp, nicht nur diese zu nennen, sondern weigerte sich auch seinem Vormund selbst nur eine Andeutung von dem Ort seiner Gefangenschaft und Deren, welche die Hand dabei im Spielte hatten, zu geben.

Sein Stillschweigen mochte vielleicht nicht klug sein, aber es hatte das größere Verdienst für sich, daß es edelmüthig war; und Oliver Brandreth, den er, weil es sich um einen Gewissensfall handelte, in's Vertrauen zog, billigte seinen Entschluß vollkommen.

„Dein Versprechen schließt mehr in sich, als das bloße Geheimniß ihres Namens," bemerkte unser Held, „und es würde sich nicht schicken, eine Handlung weiblicher Dankbarkeit durch Ausplaudern zu vergelten. Ich zweifle durchaus nicht daran, daß Dein vortrefflicher Stiefvater hinter der ganzen Geschichte steckt, und freue mich darüber, daß Du seinen Händen entschlüpft bist. Laß Dir dieß aber in Zu-

kunft zur Lehre dienen. Wie Milly aber an jenen Ort kam, und zwar bei Nacht, das kann ich nicht begreifen. Gab sie darüber gar keinen Aufschluß?"

„Durchaus keinen."

Keiner der beiden jungen Leute war zu ihrem beiderseitigen Glück mit den Lastern der Welt so vertraut, daß auch nur Einem von ihnen eingefallen wäre, Sir Aubrey Fairclough und Mr. Harly, Milly's Gatte, könnte eine und dieselbe Person sein.

Philipp fand in seinem Freunde einen ausgezeichneten Verbündeten, denn als Mr. Compton über diesen Punkt auf's Neue in ihn drang, antwortete Oliver für ihn.

„Er kann es Ihnen nicht sagen, Herr," rief dieser aus, „ohne sein Wort zu brechen; und das wäre schlecht und verächtlich, — was Sie selbst an ihm verachten würden."

„Aber Ihnen hat er ja die nähern Umstände mitgetheilt."

„Das ist ein ganz anderer Fall," versetzte unser Held. „Philipp hat keine Geheimnisse vor mir."

„Aber nur eine Frage — eine einzige beantwortet mir," drängte der Mäkler.

Keiner der beiden jungen Leute gab eine Antwort, sie wollten erst hören, was er fragen wollte.

„Wurde Dir das Versprechen unter Drohungen abgenommen?"

„Nein."

„Durch einen Mann oder eine Frau?"

„Dieß sind zwei Fragen zumal," rief Oliver lachend; „ich glaube aber, Philipp, daß Du sie beantworten kannst."

„Eine Frau, Herr," sagte sein Mündel.

Also seine Mutter! dachte John Compton.

„Nicht von der Lady Fairclough," fuhr der Jüngling hastig fort, aus Besorgniß sein Vormund könnte dieser, wenn auch nur in Gedanken, Unrecht thun.

„Ich gestehe, daß ich dieß vermuthete, will aber jetzt nicht weiter mehr über diese Sache mit Fragen in Dich dringen," bemerkte sein Vormund, innerlich überzeugt, daß, wenn es nicht seine Mutter, doch sicherlich seine Amme gewesen sein müsse. „Handle besonnen. Du hast es mit keinem gewöhnlichen Feinde zu thun. Sir Aubrey ist nicht bloß so schlau wie die Schlange, sondern auch so unbarmherzig wie der Tiger. Es wäre mir lieb gewesen, wenn diese Gewaltthat als von ihm veranlaßt sich herausgestellt hätte," fügte er bei; „es hätte mir dieß für die Zukunft eine furchtbare Waffe gegen ihn an die Hand gegeben."

Noch denselben Abend hatte der Mäkler eine lange, geheime Besprechung mit Oberst Grey, in welcher berathen wurde, auf welche Weise am besten für die Sicherheit seines Mündels gesorgt werden könne. Abgesehen von dem innigen Antheil, den er selbst an dem jungen Menschen nahm, begann die Verantwortung, die auf ihm lag, ihn zu drücken.

„Der intriguante Schurke hat überall seine Agenten," bemerkte er; „sie haben selbst den armen Knaben in Kotswold aufgespürt. In ganz England gibt es keinen sichern Ort für ihn."

„Warum schicken Sie ihn nicht in's Ausland?" sagte sein Freund.

„Dazu ist er noch zu jung," murmelte John Compton, — „er ist noch zu jung, als daß man ihn

sich allein überlassen könnte. Und wo sollte ich einen Freund finden, dessen Obhut ich ihn anvertrauen könnte? Ueberdieß würde er dadurch nur entnationalisirt werden und ich gehöre nicht unter die Leute, welche glauben, daß der Mangel eines ächt englischen Charakters durch Vervollkommnung in irgend einer fremden Sprache ausgeglichen würde. Ich wollte lieber, er spräche das Französische wie ein Gascogner, als daß er seine ehrliche, treue Gesinnung verlöre."

„Also auf die See mit ihm," fuhr der Oberst fort, „da ist ja Ihr Freund, Kapitän Brandreth."

„Das wäre das Wahre!" rief der Mäkler erfreut über diesen Rath. „Lieber sehe ich ihn den Gefahren der Tiefe, als der Schwäche seiner Mutter oder den Ränken seines Stiefvaters preisgegeben. Ueberdieß wäre dann Oliver Brandreth bei ihm und ich gestehe, daß ich in das Urtheil und den Muth dieses Knaben mehr Vertrauen setze, als in die Klugheit manches Mannes mit grauen Haaren."

Als der Mäkler diesen Lobspruch unserem Helden ertheilte, wußte er nicht, daß dieser sich weigere, nach Malta zu seinem Vater auf den Agamemnon sich zu begeben.

Mit der in jener Nacht abgehenden Post schrieb der würdige Mann einen Brief an Kapitän Brandreth, in welchem er diesem seine Wünsche und Absichten mittheilte.

Oliver hatte versprochen, den Oberst Grey und dessen Nichte, die verwittwete Lady Fairclough nach Rockingham Hall zu begleiten, um dort nachzufragen, ob nicht eine Spur von dem verlorenen Kinde auf-

gefunden worden sei. Die Hoffnung, daß dieß der Fall wäre, war zwar sehr gering, denn alle Verdachtsgründe liefen auf die Werkzeuge des Sir Aubrey, die Wärter in dem Irrenhause hinaus, welche die Lady auf ihrer Flucht aufgespürt hatten. Die unglückliche Mutter hatte nicht die entfernteste Ahnung, daß ihr Verfolger mit den Zigeunern in Verbindung stehe.

Dem armen Philipp that es schmerzlich wehe, daß er nicht mit von der Partie sein durfte; er hätte so gerne die verfallene Scheune, das alte Herrenhaus und die einsame Chaussee wieder besucht, auf welcher er und Oliver sich mühsam hingeschleppt hatten, aber sein Vormund blieb in diesem Punkte unerbittlich.

John Compton war durch das jüngste Abenteuer seines Mündels so eingeschüchtert worden, daß er ihn keinen Augenblick mehr aus dem Gesicht lassen wollte.

Mit Rockingham Hall war, seit die beiden Flüchtlinge die Nacht hier zugebracht hatten, eine große Veränderung vorgegangen. Der vor dem Hause befindliche Rasenplatz war ganz mit Unkraut überwachsen, die Hecken, welche denselben von der Straße trennten, waren zerrissen, und die Fenster an den obern Stockwerken sowohl als an der Thüre parterre, ganz mit Brettern zugenagelt.

Das Bild der Zerstörung war vollkommen.

„Das Gebäude scheint unbewohnt," bemerkte Oberst Grey, der schon seit einer halben Stunde an dem Haupteingange schellte. „Wissen Sie gewiß, daß dieß das Haus ist?"

Seine Nichte, welche in dem Reisewagen der Einfahrt gegenüber saß, sah ihn vorwurfsvoll an.

War es denn möglich, daß ein Mutterherz sich irren konnte?

„Nun, nun," sagte ihr Onkel, der ihre stumme Antwort vollkommen verstand, „ich bin wohl etwas ungeduldig. Oliver ist vielleicht glücklicher gewesen."

Unser Held, der von der Rückseite des Hauses Eintritt zu erlangen versucht hatte, erschien jetzt in Gesellschaft eines anständig gekleideten Bauern, der ein Häuschen und ein paar Felder, welche früher einen Theil des Parks gebildet, gepachtet hatte.

„Ist es Ihnen gelungen? Haben Sie etwas erfahren?" fragte die Dame hastig.

„Doctor Lacy, der Herr, welchem wir beide so großen Dank schulden, ist außer Lands gegangen," antwortete Oliver betrübt, denn sein von Natur aus weiches Herz war voll Mitgefühl für ihre Enttäuschung.

„Er ist fort," seufzte die Lady, „dann ist meine letzte Hoffnung dahin."

„Er ist fort!" wiederholte der Oberst ungeduldig, — „wohin denn?"

„In fremde Lande, Herr," bemerkte der Mann, der in Begleitung unseres Helden gekommen war.

„Aber wohin? — wohin?"

„Das kann Ihnen Mistreß Daws sagen, Herr."

„Wer ist denn diese Mrs. Daws?"

„Die alte Haushälterin," antwortete der Landmann; „sie weiß mehr von Doctor Lacy, dem alten Orte hier — und der weißen Frau," fügte er bei, seine Stimme zu einem Flüstern dämpfend, „als irgend Jemand in dieser Gegend. Es ist aber auch kein Wunder, denn sie brachte fast ihr ganzes Leben in der Halle zu und muß eine Menge ganz sonderbarer

Erscheinungen gesehen haben. Der Herr erbarme sich unser!“

„Und wo ist denn die Person, von der Ihr sprecht?“ fragte Oberst Grey.

Es war offenbar ein empfindlicher Punkt für den Landmann, daß er den Zins für seinen kleinen Pachthof an die Mrs. Daws zu bezahlen hatte, die seit der Abreise des Doctors sich in dem Dorfe ein großes Ansehen zu geben angefangen hatte. Jeden Abend diente ihr Haus zum Stelldichein der Frauen und Töchter der Pächter, welche mit gierigen Ohren ihren schauderhaften Geschichten von den Vavassours und der alten Halle lauschten.

Von dem letzten Bewohner derselben sprach sie nur selten. Vor seiner Abreise hatte Doctor Lacy ihr gesagt, daß die Fortdauer ihrer Pension gänzlich von ihrem Stillschweigen über alles, was sie während der Zeit, in welcher sie mit ihm hier gewohnt, gesehen und gehört habe, abhange. Zuweilen fühlte sich zwar die geschwätzige Alte sehr versucht, ihr Versprechen zu brechen, aber bis jetzt hatte sie sich nichts zu Schulden kommen lassen, was sie ihres Anspruchs hätte verlustig machen können.

Auf Verlangen des Obersten wurde nach Mrs. Daws geschickt, die auch augenblicklich, versehen mit den Schlüsseln in das verlassene Herrenhaus, erschien. In Lady Fairclough erkannte sie augenblicklich die Reisende, welcher ihr Herr Obdach gegeben hatte und ihre faltige Stirne entrunzelte sich ein wenig vor Erstaunen. Es war aber ein Erstaunen, in das sich keine Freude mischte: denn sie war scharf getadelt

worden und hätte wegen ihr nahezu den Dienst verloren, daher haßte sie sie.

„Dieses Geschöpf in einem Wagen!“ murmelte sie vor sich hin.

Allen Bitten und Anerbietungen einer Belohnung von Seiten der trostlosen Mutter setzte Mrs. Daws ein hartnäckiges Stillschweigen entgegen; ein einziges Wort hätte ein trauerndes Herz erleichtert und doch wollte sie dieß nicht aussprechen.

„Sie wisse nichts von dem Kind, habe an andere Dinge zu denken. Uebrigens habe sie nichts dagegen einzuwenden, die Halle zu zeigen, wenn man es wünsche.“

Weiter war aus ihr nichts herauszubringen.

Es liegt etwas unaussprechlich Trauriges in dem Durchwandern der verlassenen Zimmer eines alten Familiengebäudes und die Empfindung ist um so stärker, wenn einige dunkle Erinnerungen an seine frühern Bewohner vorhanden sind. Man erwartet beinahe in dem entfernten Echo ihre Stimme zu vernehmen oder ihre Schatten längs der halbdunkeln Gänge hingleiten zu sehen.

Oliver trieb die Ungeduld, das Gemach zu besuchen, in welchem er und sein Kamerad die Nacht zugebracht hatten, um durch genaue Prüfung sich von der Aehnlichkeit zwischen dem Porträt und der Lady zu überzeugen. Sein Wunsch war bald erfüllt und sein Herz bewegte eine Empfindung, die an Scheu grenzte, als er sich in dem wohlbekannten Zimmer sah. Nichts war darin geändert worden: das Staatsbett stand noch immer in seiner Nische, die Bilder hingen noch an der Wand und selbst die ausge-

brannte Asche im Kamin schien noch dieselbe zu sein, wie er sie verlassen hatte.

„Ein sehr unbehaglich aussehender Ort," bemerkte Oberst Grey; „bei dem bloßen Gedanken, hier eine Nacht zubringen zu müssen, fühlt man schon eine Anwandlung von Gicht."

Sein junger Begleiter deutete nach dem Porträt.

„Ha! was ist das?" sagte der Oberst, es aufmerksam betrachtend, indem er zugleich das Datum auf dem Rahmen las. „So wahr ich lebe, Annie, dieß ist das Bild Deiner unglücklichen Großmutter, der Lady Caroline Vavassour, die zwei Jahre nach ihrer Vermählung verbrannte."

Als Mrs. Daws diesen Ausruf hörte, während sie in der Nähe des wie ein Leichenwagen aussehenden Bettes stund und ungeduldig wartete, bis die Besucher das Zimmer sattsam sich besehen hatten, schien sie plötzlich Antheil zu nehmen.

„Das erklärt die Aehnlichkeit," bemerkte Oliver.

„Nun, da Du einmal davon sprichst, so gebe ich selbst eine Aehnlichkeit zu," sagte der Oberst. „Es ist sonderbar, wie oft ein gewisser Typus von Schönheit verschwindet und dann nach einer langen Reihe von Jahren in Familien wieder zum Vorschein kommt. Du siehst ihr ähnlich, Annie," fügte er bei. „Möchtest Du glücklicher sein!"

„Es war allerdings ein entsetzlicher Tod für ein so junges Wesen," versetzte die Nichte seufzend.

„Vielleicht verdiente sie ihn," bemerkte die Haushälterin nachdrücklich.

Ihre Zuhörer erschracken, als wenn plötzlich ein

Rabe sein Unheil verkündendes Gekrächze hätte ertönen lassen.

„Verdiente ihn," wiederholte Oliver Brandreth. „Wodurch sollte irgend ein menschliches Geschöpf ein so gräßliches Schicksal verdient haben?"

„Durch Verbrechen."

Die Anwesenden sahen sie fragend an, wie wenn sie gern noch mehr von ihr vernommen hätten.

„Sie haben entweder zu viel oder zu wenig gesagt," sagte unser Held.

„Ich habe keine Lust, die Neugierde eines Fremden zu befriedigen," versetzte die alte Frau scharf, „oder schlecht von einer Todten zu sprechen, die mir nie etwas zu Leid gethan hat, was sie auch an Andern verschuldet haben mag."

„Ich habe aber ein Recht, Aufklärung zu verlangen!"

„Ein Recht?"

„Ja."

„Und was für ein Recht, junger Herr?" fragte die Haushälterin in spöttischem Tone.

„Meine Mutter war eine Vavassour," antwortete Oliver, „Adelaide Vavassour."

Mrs. Daws brach in ein beleidigendes Lachen aus, welches dem reizbaren Jüngling das Blut auf die Wangen jagte.

„Sie brauchen sich Ihrer Abkunft nicht zu rühmen," murmelte sie; „sie war das Verderben ihrer Familie. Hätte sie ihren Vetter geheirathet, wie meine Lady es wünschte, so wäre der alte Ort erhalten worden, statt daß er jetzt zusammenfällt; sie zog es

aber vor, an den Sohn des Pfarrers sich wegzuwerfen, und daraus entstand alles Unheil."

„Unheil?"

Mrs. Daws betrachtete die verwittwete Lady Fairclough und Oliver Brandreth stillschweigend. Es lag etwas Boshaftes in dem Ausdruck ihrer stechenden grauen Augen, während sie dieselben auf sie heftete.

„Sie stammen also beide von den Vavassours ab, und halten sich deßhalb für berechtigt, Aufschluß zu verlangen? Wohlan, Sie sollen ihn haben. Die Großmutter, der Sie so ähnlich sehen, war ihrem Gemahl untreu und starb auf die Weise, wie Sie gehört haben.

„Ihre Mutter," fuhr sie gegen den Jüngling gewendet fort, „wurde eine Diebin."

„Lügnerin! schändliche, schamlose Lügnerin!" rief Oliver ganz außer sich.

„Sie floh vor ihrem Ankläger," murmelte die alte Frau verächtlich.

„Zu ihrem Gatten," versetzte unser Held, „der sie hätte beschützen sollen, dessen Gemüth aber durch ihre Feinde vergiftet worden war. Ha! Sie wissen so viel von der Geschichte meiner mißhandelten Mutter," rief er, ihren magern Arm packend, „vielleicht ist Ihnen auch etwas von den Mitteln, von den Werkzeugen bekannt, durch welche diese schändliche Intrigue ausgeführt wurde. Sie sprachen von Ihrer Lady, — der Herrin, in deren Diensten Sie einst standen — und deren Sohn, dem abgewiesenen Liebhaber, der darauf rechnete, seine Güter durch die Vermählung mit seiner Base wieder einzulösen. — Hatten diese beide die Hand dabei im Spiele?"

Mrs. Daws zitterte heftig.

„Haben Sie je den Namen Marelle gehört?“ fuhr er mit vermehrter Heftigkeit fort; „war diese auch mit in die Verschwörung verwickelt?“

Als die Haushälterin den Namen der französischen Gouvernante nennen hörte, stieß sie einen lauten Schrei aus, und fiel besinnungslos am Fuße des Bettes zu Boden.

Fünfundzwanizgstes Kapitel.

Es dauerte eine geraume Zeit, bis die alte Haushälterin wieder zum Bewußtsein erwachte. Als die Erinnerung langsam bei ihr zurückkehrte, murmelte sie sonderbare Worte und blickte mit wildem, entsetztem Ausdruck um sich, als wenn sie die Anwesenheit eines anklagenden Geistes fürchtete.

Oliver Brandreth lauschte aufmerksam; aber unglücklicher Weise kam nichts Zusammenhängendes über ihre eingeschrumpften Lippen, — nicht eine Sylbe, die ihn berechtigt hätte, sie anzuklagen, daß auch sie bei der schändlichen Verschwörung gegen die Ehre und das Glück seiner Mutter betheiligt gewesen sei.

Der Eindruck, ja wir möchten fast sagen, die Ueberzeugung, daß dieß der Fall sei, war erweckt, und die Behauptung, daß ihre Gefühle bei der lebhaften Rückerinnerung an so viele schmerzliche Ereignisse, welche die Familie betroffen hatten, und die sie mit erlebt hatte, der einzige Grund für ihre Gemüthsbewegung sei, verfehlte seine Wirkung.

Der Oberst schien eben so ungläubig wie seine Nichte zu sein; es nützte beide aber nichts, Mrs. Daws weiter auszufragen. Ihren Bitten setzte sie entweder ein verstocktes Stillschweigen oder mürrische Verneinungen entgegen.

Offenbar war es ihr darum zu thun, ihrer Besucher so bald als möglich wieder los zu werden.

Vor dem Weggehen fragte unser Held, ob nicht ein Porträt des Sir Cuthert Vavassour in dem Herrenhause vorhanden sei.

Die Frau zögerte.

„Nun," fuhr er lächelnd fort, „es ist keine Gefahr dabei, wenn uns gestattet wird, dasselbe zu sehen. Die leblose Leinwand kann nicht gegen das Original zeugen."

„Weder ein lebender noch ein todter Gegenstand kann dieß," antwortete die Haushälterin fest. „Mein junger Herr war eines Verbrechens so wenig fähig, als —"

„Sie selbst," sagte Oliver spöttisch.

„Ja."

„Oder seine gnädige Frau Mutter."

Ein zweites Ja, schwächer als das erste, entwand sich den Lippen der Mrs. Daws, welche, um weitere Fragen abzuschneiden, einen Bund Schlüssel aus ihrer weiten Tasche zog, und sich bereit erklärte, den Wunsch befriedigen zu wollen.

Einen langen Corridor ihre Gäste hinabführend, blieb sie an einer Thüre stehen, welche auf einen der mit dem Hauptgebäude in Verbindung stehenden Seitenflügel führte.

Offenbar war dieses Appartement seit Jahren

nicht geöffnet worden, denn sein Aussehen war noch öder als das des Zimmers, das soeben verlassen worden war, indem die abgeblaßten Vorhänge nur weniges Licht zuließen.

„Hier," sagte die Führerin, auf ein Porträt deutend, das gerade dem mittlern Fenster gegenüber hing, „hier ist der Gegenstand Ihrer Neugierde. Es wurde als ein Geschenk für meine Lady gemalt, als Sir Cuthert volljährig wurde."

Oliver versuchte einen der Vorhänge wegzuziehen, um das Bild besser betrachten zu können. Dieser zerriß aber wie Zunder in seiner Hand.

„Oeffne das Schiebfenster," rief der Oberst.

Mit einiger Schwierigkeit gelang es, den schwerfälligen Rahmen in die Höhe zu ziehen, denn die Schnüre, in welchen die Gewichte hingen, waren schon längst verfault.

„Jetzt können wir es besser sehen," bemerkte der alte Herr.

Mrs. Daws trat an das Fenster und sah auf den freien Platz hinab. Augenscheinlich war es ihr nicht darum zu thun, das Bild zu betrachten und doch war der Baronet ihr Pflegekind gewesen und vielleicht hatte sie ihn in ihrer Art geliebt.

Das Porträt war in Dreiviertel Lebensgröße von Lawrence gemalt und stellte Sir Cuthert in der ersten Manneskraft dar. Es lag nichts Hartes oder Falsches in den Zügen seines Gesichts, wohl aber zeigte die hohe, vielleicht etwas schwerfällige Stirne Verstand; der Mund war schön geformt, aber leicht zusammengepreßt.

Der einzige auffallende Ausdruck lag in den Au-

gen, die groß, schwarz und durchdringend waren, mit derselben eigenthümlichen Wildheit des Ausdrucks, die man in dem Porträt des Cäsar Borgia bemerkt, das für seinen Vater, den Papst Alexander den sechsten gemalt wurde, in den Privatgemächern des Vatikans hängt und nur selten Besuchern gezeigt wird.

Das in dem Palast Doria hängende Bild, von welchem romantische junge Damen, Künstler und Reisehandbücher so großes Aufheben machen, ist nur eine Copie, wenn gleich eine vortrefflich ausgeführte.

„Ich kann an nichts Schlimmes bei einem solchen Gesichte denken," bemerkte unser Held, von dem Bilde auf's höchste frappirt.

Die Haushälterin ließ ein kurzes „Hm!" hören, als wenn sie über diese edelmüthige und offen geäußerte Ansicht sich verwunderte.

Oberst Grey und seine Nichte standen eine Zeitlang in stillschweigender Betrachtung vor demselben. Auf letztere brachte es einen eben so günstigen Eindruck hervor, was bei ihrem Onkel durchaus nicht der Fall war. Der alte Militär that sich etwas darauf zu gut, ein Schüler Lavaters zu sein und zog aus dieser Physiognomie einen ganz entgegengesetzten Schluß. Weder Schönheit noch Verstand waren nach seiner Erfahrung mit dem Verbrechen unvereinbar.

„Ich kann dieser Ansicht nicht beistimmen," bemerkte er; „vielleicht täusche ich mich in meinem Urtheil, — möglicherweise auch in meiner Menschenliebe. Hast Du je eine Münze mit einem Nerokopfe genau untersucht? Dieser muß ebenfalls hübsch gewesen sein. Ich mag diesen Mund nicht und möchte ihn wohl einmal in einem unbewachten Augenblicke gesehen haben.

„War Sir Cuthert schon wahnsinnig?" fragte er, rasch sich umwendend, Mrs. Daws.

Die Frau wiederholte das Wort erstaunt und versicherte ihn, daß die Vernunft ihres frühern Herrn ebenso unbestreitbar sei, wie ihre eigene.

„So liegt es vielleicht im Blut," bemerkte der Oberst hierauf trocken.

Mit dieser Bemerkung wurde der Gegenstand fallen gelassen.

Auf Oliver Brandreth machte das Porträt einen so lebhaften Eindruck, daß er überzeugt war, er würde das Original unter allen Umständen und wo immer auf der Welt, wenn er dasselbe treffen würde, wieder erkennen.

Ehe das Gemach verlassen wurde, zog noch ein anderes Bild die Aufmerksamkeit der Besucher auf sich. Es war das Porträt einer Dame in ihrem Brautkleide. Aber nicht einmal der Puder, der nur theilweise die Farbe ihres rabenschwarzen Haares deckte, der Myrthenzweig und der lang herabhängende Spitzenschleier vermochten den stolzen und entschlossenen Ausdruck in den Augen und auf der schön gewölbten Stirne des Bildes zu dämpfen. Es lag etwas Griechisches, wir möchten fast sagen, Statuenartiges in der Gestalt; man hätte sie zu einer Studie für eine Medea gebrauchen können.

Man brauchte nicht nach dem Namen des Originals zu fragen. Die Aehnlichkeit mit Sir Cuthert sprach für sich selbst.

Es war seine Mutter.

„Eine Frau von starkem Geist," sagte der Oberst, nachdem er das Bild einige Minuten lang betrachtet

hatte, „welche nicht viel von menschlicher Schwäche, ja ich möchte fast sagen, von menschlicher Liebe kannte."

„Vielleicht liebte sie aber doch ihren Sohn," bemerkte seine Nichte.

„Sie vergötterte ihn," rief die Haushälterin, welche, ohne ihren Platz am Fenster zu verlassen, merkwürdiger Weise keinen Blick auf die Porträts warf, sondern vielmehr dieselben anzublicken mied. „Wenn auch meine Lady kalt und streng gegen Andere war, so zeigte sie sich gegen ihn doch zärtlich und nachsichtig, — vielleicht nur zu sehr."

„Wohl möglich," versetzte der alte Militär trocken. „Und wo befindet sich denn Ihr Herr jetzt, wenn ich fragen darf?"

„Niemand weiß es."

„Nicht einmal der Gentleman, der zuletzt hier wohnte?" fragte Oliver.

„Ich glaube nicht," versetzte Mrs. Daws. „Nach Ihrer Mutter unglücklicher Vermählung hatte Sir Cuthert keine Ruhe und Rast mehr; hörte auf keinen Rath, stürzte sich kopfüber in alle möglichen Zerstreuungen, häufte Pfandschulden auf Pfandschulden, bis er sich gänzlich zu Grunde gerichtet hatte. Meine Lady hielt zwar zusammen und sparte so viel sie konnte, um seinen ungeheuren Aufwand ihm bestreiten zu helfen; aber das Wenige, was sie erübrigen konnte, glich einem Tropfen Wasser, den man in einen Brunnen gießt. Endlich starb sie — starb sie an gebrochenem Herzen!

„Und nun," fuhr sie fort, „nachdem Sie Ihre Neugierde befriedigt haben, erlauben Sie mir wohl, das Gemach wieder zu verschließen? Ich habe in vielen

Jahren keinen Fuß mehr hieher gesetzt; und Erinnerungen und Gefühle, über die Sie lachen würden, wenn ich Sie damit behelligen wollte, drängen sich schmerzlich mir auf, denn ich liebte meine Herrin — sie war gut gegen mich — ebenso liebe ich meinen unglücklichen Herrn um ihretwillen; vielleicht auch um seiner selbst willen," fügte sie bei, „denn ich ernährte ihn."

„Ich werde mich nie über Gefühle lustig machen, welche dem Herzen zur Ehre gereichen," bemerkte unser Held freundlich, „selbst wenn ich sie auch nicht zu begreifen vermöchte."

Zugleich bot er der Frau Geld an, welches diese aber zu seinem Erstaunen entschieden zurückwies.

„Nein, nein!" rief sie aus, „ich habe die Porträts nicht gezeigt, und gleich einer alten Thörin aus vergangenen Tagen geplaudert, welche mir fast wie ein Traum vorkommen, um damit etwas zu verdienen, obgleich ich das Geld liebe. Sie sind ein Bavassour — wenigstens von mütterlicher Seite — und hatten ein Recht, sie zu sehen."

„Und doch sprachen Sie soeben von meiner theuren Mutter auf eine schändlich verletzende Weise," bemerkte der Jüngling.

„Sie verschuldete den Ruin derer, die ich liebte," murmelte die Haushälterin.

„Indem sie demjenigen die Hand nicht reichte, dem sie ihr Herz nicht zu schenken vermochte," erwiderte Oliver Brandreth.

„Sie liebte aber einst den Vetter," versetzte Mrs. Daws bitter, „und hätte ihn auch geheirathet, wenn der Mann sie nicht beschwatzt hätte, der in der Stunde

ihrer Trübsal sie verließ, ohne sich Mühe zu geben, ihren Ruf wieder herzustellen. Wie tief mußte es ihre Seele, die sehr stolz war, geschmerzt haben, als der Gatte ihrer Wahl, sie aus seiner Nähe verbannte und von ihrem Kind trennte! Vielleicht dachte sie damals an Den, welcher unter solchen Umständen ihr Beschützer gewesen wäre. Wenn dieß der Fall gewesen ist, so war die Erinnerung ihre Strafe."

Auf diese Bemerkungen gab unser Held keine Antwort. Er konnte das Benehmen seines Vaters nicht begreifen, doch erlaubte er sich nicht, es zu richten.

Es war augenscheinlich, daß von Mrs. Daws keine weitere Mittheilungen mehr zu erlangen seien; weder hinsichtlich des jetzigen Aufenthaltsorts des Doctor Lacy und des Kindes der verwittweten Lady Fairclough, noch über die Umstände, welche den Kapitän und Mrs. Brandreth getrennt hatten; deßhalb verabschiedeten sich die Besucher verstimmt und in ihren Hoffnungen getäuscht, nachdem sie jedoch zuvor nochmals eine Belohnung für die verursachte Mühe angeboten hatten.

Diese wurde aber ebenso zurückgewiesen.

Auf dem freien Platze angelangt, trafen sie den Bauern wieder, der auf sie wartete. Der alte Mann konnte die Neugierde nicht begreifen, welche die Gesellschaft veranlaßt hatte, den verrufenen Aufenthaltsort der weißen Frau und deren Schatten zu besuchen. Er hätte sich nicht um den Preis eines Jahrespachtes in seine Mauern gewagt.

„Habt Ihr etwas gesehen, junger Herr?" flüsterte er, während die Haushälterin die Hauptthüre schloß.

„Alles was wir zu sehen erwarteten," versetzte

unser Held; „eine Menge Zimmer, die in Trümmer zerfallen, und ein paar Porträts."

„Ist dieß alles?"

„Nun, was hätten wir noch weiter sehen sollen?" fragte Oberst Grey, der die Frage und Antwort darauf mit angehört hatte.

„Die weiße Frau und —"

„Pah! Unsinniger Aberglauben!" rief der alte Militär; „Ihr solltet über solche abgeschmackte Mährchen erhaben sein."

„Ich habe sie aber gesehen," rief der Landmann hartnäckig; „und was man sieht, glaubt alle Welt!"

„Nicht immer," bemerkte der Oberst lächelnd.

„Nun? Was sollte es aber sonst gewesen sein?"

„Ein Streich der Einbildungskraft."

„Ich weiß nichts von Einbildungskraft," sagte der alte Mann; „und ich versichere Sie, daß ich sie wieder und wieder gesehen habe, und außer mir noch viele andere. Fragen Sie nur die Mrs. Daws hier, die weiß alles ganz genau."

„Ihr thätet besser daran, euer Vieh auf die Waide zu treiben, Jabez," sagte die Haushälterin spitzig, während sie den gewichtigen Schlüssel im Schlosse des Hauptthors mühsam umdrehte, „anstatt solchen Unsinn zu schwatzen. Vornehme Leute glauben nicht an solche Dinge."

„Glauben Sie daran?" fragte Oliver Brandreth, die Augen fragend auf sie gerichtet, denn er hatte den merkwürdigen Besuch nicht vergessen, der in jener Nacht, in welcher er in der Halle schlief, durch sein Zimmer geschlichen war.

„Ich habe schon sonderbares Geräusch gehört,"

antwortete die Frau ungeduldig, die offenbar über diesen Punkt nicht befragt sein wollte, „und habe mir schon zuweilen eingebildet, es könnte dieß von Stimmen von Verstorbenen herrühren, welche über den Untergang und die Verwüstung ihres frühern Aufenthaltsorts jammerten. Es mag dieß aber nichts weiter, als Einbildung gewesen sein," setzte sie hinzu, „denn ich sah niemals etwas Schlimmeres als mich selbst."

„Das glaube ich Ihnen auf's Wort," versetzte der Oberst trocken.

Mrs. Daws warf ihm einen zornigen Blick zu; sie verstand vollkommen seinen beißenden Spott.

„Sie sind ärgerlich darüber," sprach sie, „daß ich die Asche des Todten nicht aufwühle, um Ihre Neugierde oder Tücke zu befriedigen, — denn die eine oder beide können im Spiele sein, — und verläumderische Reden über Die führe, deren Brod ich gegessen habe. Das ist aber meine Sache nicht."

Dieser Hieb versetzte den alten Militär etwas in Verlegenheit. Er war überzeugt, daß er in der Sache recht habe, obgleich ihm die Beweismittel dazu fehlten.

Als die Haushälterin sich zum Weggehen anschickte, faßte die verwittwete Lady Fairclough sie bei der Hand.

„Sind Sie Mutter?" fragte sie.

„Nein!"

„Aber Sie können wenigstens den Gram einer Mutter fassen," fuhr sie fort. „Ich beschwöre Sie bei dem Glauben an Ihre zukünftige Seligkeit und bei Ihrem Wunsche, ungestört im Grabe ruhen zu kön-

nen, mir zu antworten. Haben Sie je etwas von meinem Kinde, meiner theuren Annie gehört?"

„Nein," sagte Mrs. Daws, augenblicklich die Lippen zusammenpressend, nachdem sie das Wort ausgesprochen hatte.

„Sie glauben ihr wohl nicht, oder doch?" sagte der Pächter, als die Haushälterin, um eine weitere Erörterung über diesen Punkt abzuschneiden, rasch sich entfernte. „Sie weiß ganz genau, wo Sir Cuthert sich aufhält. Es ist noch keine Woche her, daß sie meinem Weib sagte, er sei in Illien — Gillien. Ich weiß, es war ein Ort, der sich auf ien endigte."

„Italien!" rief Oliver Brandreth hastig.

„So ist es," rief Jabez in die Hände klatschend. „Ja wohl, junger Herr, aber Ihr seid auch hübsch gelehrt, was ich nicht bin."

Unser Held wünschte sich im Stillen Glück, wenigstens einen entfernten Wink durch seinen Besuch in Rockingham Hall erhalten zu haben.

„Ihr hättet gleich merken können, daß sie eine Lüge sagte," fuhr der Landmann fort, „als sie ihr Maul so zusammenpreßte."

„'S ist keine Kunst,
Zu lesen im Gesicht, weß Geistes Kind man ist."

bemerkte Oberst Grey, einen seiner Lieblingsdichter citirend.

Wie schmerzlich auch die Enttäuschung war, welche ihr Mutterherz auf's Tiefste berührte, bestand Lady Fairclough doch darauf, die nahe gelegene alte Scheune zu besuchen, deren Thüren noch immer halb offen in ihren rostigen Angeln hingen. Sie schauderte, als

sie ihrem Verwandten den Haufen Stroh in der Ecke zeigte, wo die Zigeuner sich verborgen hatten.

„Zigeuner!“ wiederholte der Landmann, der mit dahin gegangen war, „ja, es waren viele vor einem oder zwei Jahren in dieser Gegend, sie sind aber alle fort, und man ist froh, diese Last vom Halse zu haben, obgleich Keelan — das war das Haupt der Bande — mehr vom Vieh verstand, als die Hälfte der Doctoren rund herum.“

„Und wohin haben sie sich denn gewendet?“ fragte Oliver, um zu sehen, wie weit der Bauer unterrichtet sei.

„Wer kann dieß wissen, junger Herr,“ versetzte Jabez. „Die Zigeuner haben eben so viele Schlupfwinkel als die Kaninchen und sind eben so schädlich wie diese. Ich glaube nicht, daß selbst Mrs. Daws mit all' ihrer Schlauheit Ihnen dieß sagen kann.“

Im Gegentheil zu der Haushälterin weigerte er sich nicht, die Belohnung anzunehmen, die ihm angeboten wurde, und er entfernte sich vielleicht weniger erfreut über das Geschenk, als über den Gedanken, daß er seinen Gevattern und Nachbarn von Mrs. Daws und dem Besuch der Fremden in Rockingham Hall eine Menge Dinge zu erzählen habe.

Ziemlich entmuthigt kehrten die Reisenden nach London zurück.

Oliver Brandreth lächelte, als der Wagen auf der Straße nach Lincoln dahinfuhr und zeigte seinen Begleitern die Anhöhe, auf welcher er und Philipp die Ankunft der Postkutsche erwartet hatten. Ebenso blieben auch das Wirthshaus, wo die Pferde

gewechselt worden waren und die Händel mit dem Unterlehrer und dem Hausknecht daselbst nicht unerwähnt.

„Ich wollte Philipp wäre hier," sprach er zu sich in Gedanken.

Aber Philipp war wohlbehalten in London unter der wachsamen Aufsicht seines Vormunds John Compton.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Beim Eintreffen zu Hause las unser Held auf dem Gesicht der Mrs. Dalton, daß etwas Unangenehmes vorgefallen sei, doch verlangte er keine Auskunft, so lange seine Cousine und deren Gouvernante im Zimmer anwesend waren. Gegen die letztere hatte sein unbestimmtes Gefühl der Abneigung, die er von Kindheit an gegen sie gehegt, sich jetzt geradezu in entschiedenen Widerwillen verwandelt. Der Französin schien es in seiner Nähe ebenfals nichts weniger als behaglich zu sein, denn er entdeckte, daß ihre Augen von Zeit zu Zeit mit fragendem Ausdruck verstohlen auf ihm ruhten.

„Haben Sie Nachrichten von meinem Vater?" sprach er, sobald diese sich mit ihrem Zögling zurückgezogen hatte, der mit gewohntem Ungestüm Einwendungen dagegen erhob, so frühzeitig zu Bett gehen zu müssen.

Seine Tante zog einen Brief aus dem Busen, und legte ihn in seine Hand. Oliver fühlte einiges

Zittern, während er das Siegel erbrach. Es war eine Antwort auf seine Zuschrift, in welcher er die Gründe auseinandergesetzt hatte, die ihn verhinderten, auf den Agamemnon sich zu begeben, und worin er den Kapitän um seine Einwilligung ersuchte, den guten Ruf seiner Mutter durch seine Nachforschungen wieder herstellen zu dürfen.

Die Antwort lautete folgendermaßen:

„Deine Tante hat sehr unklug gehandelt, Dich von der Existenz einer Person zu unterrichten, welche Du am besten vergessen würdest. Ich bin nicht böse darüber, aber es schmerzt mich der Wunsch, den Du ausgedrückt hast, indem Du die Aussicht auf eine ehrenvolle Laufbahn von der Hand weis'st, um einem Hirngespinst nachzulaufen; denn leider! existirt nicht der leiseste Zweifel über die fatale Handlung, welche Schande über meinen Namen brachte.

„Ueberlege wohl, ehe Du einen Entschluß faß'st. Ich will das abenteuerliche Unternehmen, zu welchem Du Dich, wie Du sagst, berufen fühlst, weder unterstützen noch gutheißen. Ebensowenig will ich es aber auch positiv verbieten, denn Ungehorsam gegen Deinen Vater, der sich stets liebevoll und nachsichtig gegen Dich gezeigt hat, würde uns auf immer trennen.

„Indem ich Dir hierin nachgebe, fühle ich, daß ich mich einer großen Schwäche schuldig mache, die ich nicht zu rechtfertigen vermag. Ich mache dieses Zugeständniß meiner Liebe zu Dir, nicht meiner Vernunft. Lasse mich nicht

in Ungewißheit, sondern theile mir umgehend Deinen Entschluß mit."

Nachdem der Jüngling zweimal den Brief durchlesen hatte, händigte er ihn der Mrs. Dalton wieder ein.

„Oliver, lieber Oliver," sagte die Dame, „ich vermag Dir gar nicht zu sagen, wie unendlich mich schon der bloße Gedanke einer Entzweiung zwischen Dir und Deinem Vater schmerzt."

Der Neffe gab keine Antwort.

„In wenigen Jahren," fuhr die Tante fort, „wirst Du volljährig und nicht nur gesetzlich, sondern auch moralisch Dein eigener Herr. Verschiebe das Unternehmen, das Dir so sehr am Herzen liegt, bis dahin."

„Keine Stunde länger als nöthig ist, um meine Anordnungen zu treffen, Tante," antwortete der Jüngling gelassen. „Es wäre eine Feigheit — eine Niederträchtigkeit! Ich würde mich selbst erniedrigen, wenn ich die Verläumdung meiner Mutter mit Stillschweigen überginge. Auf welchen andern Vertheidiger kann sie denn rechnen, als auf ihren Sohn? Wer wird ihre Unschuld verkündigen, wenn ich stumm bleibe? Ich höre ihre Stimme in den stillen Stunden der Nacht, sehe Augen voll Liebe und Vertrauen in meinen Träumen auf mich gerichtet, die beide mich antreiben, voranzugehen. Es ist meine Pflicht, mein Herz sagt es mir, die Vernunft bestätigt es und mein natürliches Gefühl flüstert mir zu, daß meine Bestrebungen von Erfolg gekrönt sein werden. Ja," fuhr er fort, „ich werde dieser abscheulichen Lüge die Maske herabreißen, welche von gedankenlosen Menschen für Wahrheit gehalten wird, und der Welt

dieselbe in ihrer ganzen abscheulichen Nacktheit und Schlechtigkeit zeigen."

„Du hast aber auch Pflichten gegen Deinen Vater," bemerkte seine Verwandte, welche nur mühsam ihren Thränen Einhalt zu gebieten vermochte.

„Ich werde dieß zeigen, indem ich ihn von seinem Irrthum überzeuge, Tante."

Mrs. Dalton schüttelte betrübt den Kopf. Sie hatte zwar keinen Augenblick an der Unschuld ihrer Freundin gezweifelt, aber sie kannte leider auch die tief gewurzelte Ueberzeugung ihres Bruders von der Unwürdigkeit seiner Gattin, — eine Ueberzeugung, welche, wie sie wohl wußte, durch moralische Beweise vom Gegentheil nicht erschüttert werden konnte.

„Ueberlege Dir die Sache reiflich," rief sie bittend; „um Deiner selbst willen, überlege sie reiflich."

„Selbst Ihre Bitten vermögen meinen Entschluß nicht zu erschüttern," unterbrach sie unser Held. „Sie vergessen, daß sie meine Mutter ist, — die Frau, der ich das Leben verdanke, an deren Brust ich als Kind ruhte, deren Arme mich umfingen, deren Lippen den ersten Segen über mich sprachen und den ersten Kuß mir gaben; — es ist ihre Ehre, die ich wieder herzustellen berufen bin. Kann es denn eine heiligere Sache geben? Wäre ich von Blindheit — ja von Lahmheit heimgesucht," fuhr er mit steigender Leidenschaftlichkeit fort, „so würde Gott mir Kraft verleihen, und mich bei meinem Vorhaben leiten."

„Oliver!"

„Kein Wort weiter, wenn es nicht eine Billigung meines Entschlusses ausdrückt; es gibt Augenblicke im Leben, in welchen das Herz ein sichererer Führer

ist als die Vernunft und dieser gehört darunter. Thun Sie mir nicht wehe damit," fügte er bei, „daß Sie mich zu der Weigerung zwingen, Sie anzuhören."

„Nun, so möge Dich Gott segnen und Dein Unternehmen gelingen lassen, edler Junge!" sagte die Dame tief ergriffen. „Ich bin auch Mutter und weiß den kostbaren Werth einer Liebe wie die Deinige zu schätzen. Der Beschluß Deines Vaters muß aber nothwendiger Weise Deinem Vorhaben hinderlich sein, denn ich kenne ihn zu genau, als daß ich unter diesen Umständen auf seinen Beistand rechnete."

„Ich werde ihn auch nicht darum angehen," bemerkte der Jüngling in einem mehr betrübten als bittern Tone.

„Meine Mittel," fuhr Mrs. Dalton fort, „sind zwar nicht sehr groß; sie übersteigen aber doch meine Bedürfnisse, und in einem solchen Fall gereicht Sparsamkeit — ja selbst Entbehrung — zum Vergnügen. Ich brauche Dir nicht zu sagen, daß Du über das, was ich zu erübrigen vermag, verfügen kannst."

„Zum erstenmal in meinem Leben," rief Oliver, „fühle ich den Wunsch, reich zu sein. Ich werde von Ihrem Anerbieten aber, beste Tante, nur in der äußersten Noth Gebrauch machen; ich habe einen Freund, der, wenn ich ihn recht beurtheile, mir bereitwillig Beistand leisten wird."

„Einen Freund?"

„Ja, Philipp's Vormund, Mr. Compton."

„Und den willst Du darum angehen?"

„Nein," versetzte unser Held; „dazu kann ich mich nicht verstehen, aber ich kann ihm meine Verlegenheit mittheilen, und wenn ihn diese Eröffnung nicht ver-

anlaßt, mir seine Dienste anzubieten, so würde eine Bitte doch nur durch eine abschlägige Antwort beschieden worden sein. Ich werde ihn jetzt sogleich besuchen."

„Du bist von der Reise noch ermüdet, — ruhe ein wenig aus," sagte seine Verwandte besorgt.

„Ausruhen," wiederholte Oliver. „Ach! Sie kennen die Unruhe nicht, die mich verzehrt. Ich habe meine Mutter als eine Diebin bezeichnen hören; hätte ein Mann diese schändliche Verläumdung ausgesprochen, so hätte ich ihm aus dem lügnerischen Munde die Zunge herausgerissen; aber es war eine Frau, und ich ertrug den Schimpf, den dieses Wort in Flammenschrift in meinem Herzen und Kopfe zurückließ."

„Eine Frau!" sagte Mrs. Dalton. „Wer konnte eine so herzlose Grausamkeit begehen?"

„Die Haushälterin von Rockingham Hall, ein abscheuliches, boshaftes, altes Weib, welches nur eine Tugend zu besitzen scheint, — Treue gegen ihre frühere Herrin."

„Du sprichst von Mrs. Daws."

„Kennen Sie sie, Tante?"

„Sie war Kammerjungfer bei der Lady Vavassour und deren Aufpasserin auf ihre Mündel."

„Dann können Sie mir auch vielleicht erklären, weßhalb dieselbe, als sie den Namen von Isabella's Gouvernante hörte, welche ich, trotz Ihrer guten Meinung von derselben, für nichts weniger als eine Freundin meiner theuren Mutter zu halten geneigt bin, von Schrecken so sehr überwältigt wurde, daß sie in Ohnmacht fiel."

„Es herrschte große Eifersucht zwischen beiden," versetzte die Tante. „Man sagte sogar, die Haushälterin habe auf Anstiften ihrer Herrin Mademoiselle Marelle zu vergiften gesucht; es scheint aber, daß diese Anklage falsch war."

„Und weßhalb sollte sie denn ein so nutzloses Verbrechen versucht haben?" fragte der Neffe.

„Der Grund war ein vermeintliches Verhältniß zwischen Sir Cuthert Bavassour und der Gouvernante, das die Lady mißbilligte. Deine gute Mutter glaubte nicht daran und schenkte der Mademoiselle bis zuletzt fortwährend ihr Vertrauen. Sie behielt sie sogar nach ihrer Vermählung bei sich —"

„Bis zu der Zeit — des — des —"

Oliver vermochte es nicht über sich, den Satz zu vollenden.

„Ja," sagte Mrs. Dalton, die ihn vollkommen verstand.

„Mein Widerwille gegen Mademoiselle ist vielleicht nicht so ungegründet, als Sie denken," rief er aus. „Diejenigen, welche meine Mutter am meisten haßten, mußten ein vertrautes Werkzeug in ihrer Nähe gehabt haben, um ihren Untergang herbeizuführen."

„Oliver, Du bist ungerecht."

„Wenn mein Verdacht ungegründet ist und ich der Mademoiselle Unrecht thue, so soll sie auch Genugthuung von mir bekommen," versetzte der Jüngling. „Für jetzt bin ich noch zu aufgeregt, um ruhig darüber nachdenken zu können. Mein erster Schritt, den ich zu thun beabsichtige, ist, Mr. Compton zu sprechen. Wenn er mich im Stich lassen sollte —"

Seine Tante hielt ihm die Hand hin.

Unser Held verstand diese Bewegung und das Anerbieten, das dieselbe in sich schloß. Er drückte die Hand an seine Lippen, verließ das Zimmer und unmittelbar darauf auch das Haus, um den Mäkler in der City aufzusuchen.

Mrs. Dalton setzte sich an den Tisch und fing an zu schreiben.

„Es wird das Herz meiner unglücklichen Freundin erfreuen," murmelte sie, „wenn sie erfährt, was für einen Sohn sie hat."

Als unser Held nach Mark-lane kam, schüttelte er Randal die Hand, den er jetzt am Pult bei den ältern Commis fand, und ging in das Privatcomptoir von dessen Principal, der ihn mit gewohnter Herzlichkeit empfing. John Compton las auf dem Gesicht seines Besuchers, daß dieser ihm etwas Wichtiges mitzutheilen habe.

„Was gibt es?" fragte er. „Es bedarf keiner Bedenklichkeit zwischen uns beiden."

„Ich danke Ihnen," sagte Oliver. „Ich wünsche Sie um Rath zu fragen."

„In Betreff Philipps?"

„Nein, in meinen eigenen Angelegenheiten."

„Diese interessiren mich nicht weniger," bemerkte der Geschäftsmann. „In drei Minuten bin ich zu Ihren Diensten."

Innerhalb der bezeichneten Zeit hatte der Mäkler zwei Briefe seiner Correspondenten gelesen und mehrere Wechsel unterzeichnet, die er einem seiner Commis mit dem Befehle zustellte, daß er im jetzigen Augenblicke durch Niemand gestört werden wolle.

„Nun, mein lieber Junge, bin ich bereit, Sie anzuhören.“

Unser Held theilte ihm die traurige Episode im Leben seiner Mutter mit, — das Benehmen seines Vaters, indem er sich von dieser getrennt, — seine eigene feste Ueberzeugung von deren Unschuld und seinem Entschluß, daß er sich die große Aufgabe gestellt habe, den guten Namen derselben wieder herzustellen, anstatt nach Malta auf den Agamemnon sich zu begeben.

Als er zu Ende war, gab zu seiner großen Betrübniß und zu seinem Erstaunen John Compton keine Antwort, sondern blieb, den Kopf in seinen Händen begraben, über das nachsinnend, was er gehört hatte.

Glaubt er etwa, ich wolle ihn um seinen Beistand angehen? dachte Oliver Brandreth und sein Gesicht röthete sich bei dieser Vermuthung.

Der Mäkler blickte auf und las was im Geiste des jungen Mannes vorging.

„Es handelt sich nicht um's Geld,“ bemerkte er ruhig, indem er ihm zugleich die Hand hinstreckte; „Sie sind mir unter allen Umständen willkommen. Aber ich bin eben mit mir zu Rath gegangen, ob ich berechtigt sei, einen Sohn zu unterstützen, der gegen seines Vaters Willen zu handeln im Begriff ist. Es ist dieß eine ernste Frage,“ fuhr er fort, „die nicht so leicht zu entscheiden ist.“

Diese Worte nahmen seinem Besucher eine schwere Last von dem Herzen, der sich mehr verletzt als enttäuscht gesehen haben würde, wenn John Compton seinen Wünschen nicht entsprochen hätte.

„Sie sagen, der Kapitän weigere sich, Sie in Ihren Plänen zu unterstützen?“

„So ist es, mein Herr.“

„Aber er verbietet Ihnen nicht ausdrücklich die Ausführung derselben?“

Unser Held beantwortete diese Frage damit, daß er ihm den so eben erhaltenen Brief überreichte.

Der Mäkler durchlas ihn aufmerksam.

„Hm! weder geschäftsmäßig noch freundschaftlich!“ murmelte er, den Inhalt commentirend. „Ich erinnere mich, daß Major Henderson mir sagte, er billige das Verfahren Ihres Vaters in dieser unglücklichen Geschichte durchaus nicht, in welcher er allzu viel Ehrgefühl und zu wenig gesunde Beurtheilung an den Tag gelegt habe. Oliver Brandreth,“ fuhr der alte Mann mit großer Bedächtigkeit sprechend, fort, „mein Entschluß ist gefaßt. Ihre Absicht ist edel und Gott wird Ihr Vorhaben segnen. Sie können über die Zeit, den Einfluß und die Erfahrung John Comptons verfügen. „Sein Geld,“ fügte er bei, „ist in dieses Anerbieten zu jedem Betrag selbstverständlich eingeschlossen.“

Mit einem Zartsinn, den vielleicht wenige bei ihm vorausgesetzt hätten, wandte er sich abseits, um nicht die Thränen der Dankbarkeit zu sehen, die in den Augen seines Besuchers zitterten.

„Ich hatte im Sinn, an Ihren Vater zu schreiben,“ fuhr er nach einer Pause fort, „um diesen zu bitten, Philipp zu erlauben, daß er Sie auf Ihrer Reise begleiten dürfe; aber dieses neue Project hat meine Pläne ganz zerstört. Wohin beabsichtigen Sie denn zu gehen?“

„Ich gedenke Italien zu besuchen."

„Ah!"

„Dort Sir Cuthert Bavassour aufzusuchen und diesen zu zwingen, der Unglücklichen gerecht zu werden, der er so schändlich mitgespielt hat."

„Gemach, gemach, junger Herr, nicht so hitzig!" rief der erfahrenere Weltmann. „Welche Beweise haben Sie, daß dieser auf irgend eine Weise in die Geschichte verwickelt ist?"

„Mein Herz sagt mir, daß dieß der Fall ist," bemerkte unser Held; „sein Leben bestätigt mir dieß. Warum versteckt er sich im Auslande, hält seinen Aufenthaltsort geheim? Sie werden mir vielleicht darauf antworten: weil er arm ist; aber Armuth ist kein Verbrechen."

„Nahezu doch in den Augen der meisten Menschen," bemerkte der Kaufmann trocken. „Doch lassen wir dieß jetzt. Sie werden schon eines Tags finden, daß Geld ein nicht zu verachtendes Ding ist. Ich versprach, Ihnen mit meiner Erfahrung zu dienen und diese soll Ihnen zu Theil werden. Gestatten Sie mir nur einige Tage, um meinen Plan zur Reife zu bringen. Nicht wahr, Sir Cuthert hätte Ihre Mutter heirathen sollen?"

„So hörte ich, mein Herr."

„Und ihr Vermögen würde seine Güter von Schulden frei gemacht haben. Wohl möglich, daß Ihr Verdacht doch nicht so ganz grundlos ist; aber vergessen Sie nicht, daß es sich vorerst nur um einen Verdacht handelt, weßhalb Sie vorsichtig handeln müssen. Apropos, wie hieß der Juwelier, welcher — Sie verstehen mich?"

„Masters, mein Herr," antwortete Oliver unter tiefem Erröthen.

John Compton notirte sich diesen Namen.

„Und er wohnt in —?"

„Bath, mein Herr."

„Das genügt," sagte der Mäkler, auch diese Notiz aufschreibend. „Und nun, lieber junger Mann, besuchen Sie mich in einigen Tagen wieder. Sie werden dann alles zu Ihrer Reise geordnet finden. Vielleicht machen Sie dieselbe nicht allein!"

„Philipp!" rief der Jüngling erfreut.

„Wie rasch Sie in Ihren Vermuthungen sind," bemerkte John Compton, erfreut über den Ausdruck von Freundschaft für seinen Mündel, die sich durch Oliver's Hast kundgab. „Nun, ja, vielleicht," fügte er bei, betroffen durch den Blick getäuschter Hoffnung, welche seine Bemerkung vernichtet zu haben schien. „Merken Sie sich aber wohl, kein Wort von unserem Gespräch."

„Zweifeln Sie nicht an meiner Vorsicht."

„Das ist das einzige, woran ich bei Ihnen zweifeln könnte," versetzte der alte Mann freundlich; „um mich daher ganz zu beruhigen, müssen Sie mir ein Versprechen geben. Darauf kann ich mich verlassen."

Das Versprechen wurde geleistet und der Besucher verabschiedete sich, höchlich befriedigt von dem Resultat seiner Unterredung.

Merkwürdig war es, daß der Geschäftsmann, dessen ganzes Leben ausschließlich nur dem Handel gewidmet war, Oliver besser zu würdigen verstand, als sein Vater.

Drei Tage hernach erhielt der Held unserer Ge-

schichte einen Brief von dem Vorstand der großen Bankfirma Cent und Compagnie, in welchem Mr. Brandreth junior ersucht wurde, am folgenden Morgen um eilf Uhr wegen wichtiger Privatangelegenheiten auf ihrem Comptoir sich einzufinden.

Noch vor wenigen Monaten hätte Oliver über das formelle Prädicat „Mr." vor seinem Namen gelächelt, weil er den Jahren nach noch ein Knabe war, jetzt aber ließ er es als eine selbstverständliche Sache gänzlich unbeachtet. Die Kenntnißnahme von dem seiner Mutter angethanen Unrecht hatte ihn zum Mann gemacht.

Alles was er von seiner Tante erfahren konnte, der er das Billet mittheilte, war, daß Cent und Compagnie die Bankiers der Mrs. Brandreth seien.

Mit pochendem Herzen fand er sich zur bezeichneten Stunde ein, und wurde in ein Privatzimmer geführt, wo Josua Cent, der ältere Principal ihn empfing. Ein Seufzer der Enttäuschung entschlüpfte unserem Helden, als er sah, daß außer ihm Niemand sonst anwesend sei. Er hatte gehofft, — ja fast erwartet, — seine Mutter zu finden.

Der Bankier deutete auf einen Stuhl gegenüber einer hohen, spanischen Wand, die sorgfältig angebracht war, um jede Zugluft abzuhalten.

„Sie wissen vielleicht, junger Herr," sagte das Haupt der Firma, „daß wir seit lange schon mit dem Vertrauen der Mrs. Brandreth beehrt sind?"

„Meine Verwandte, Mrs. Dalton theilte mir dieß mit," versetzte sein Besucher. „Ach! erst seit wenigen Tagen weiß ich, daß sie noch am Leben ist und erfuhr

ich die traurige Geschichte des an ihr verübten Unrechts und ihr Dulden."

Ein Ton, wie ein unterdrückter Seufzer, ließ sich hinter der Wand vernehmen, aber ein plötzlicher Reiz zum Husten, der den Bankier befiel, verhinderte dessen Besucher, ihn zu hören.

„Sie hat Ihren kindlichen Entschluß vernommen, ihren guten Namen wieder herstellen zu wollen, was ihr Herz mit Freuden erfüllte. Wir sind von unserer verehrten Clientin beauftragt, so viele Mittel zu Ihrer Verfügung zu stellen, als Sie bedürfen, um Ihren Vorsatz ausführen zu können. Es steht Ihnen frei, Wechsel auf uns zu ziehen."

„Nicht einen Penny!" unterbrach ihn der Jüngling.

„Vielleicht wissen Sie nicht," bemerkte Mr. Cent in geschäftsmäßigem Tone, „daß Ihre Mutter reich ist."

„Ein Freund — ein unvergleichlicher Freund hat dieß unnöthig gemacht," sagte Oliver. „Es ist mir nur um meiner Mutter Segen und deren Liebe und nicht um ihr Vermögen zu thun.

„Ach, mein Herr," fuhr er fort, „verschaffen Sie mir Gelegenheit, sie sehen, ihre Thränen trocknen, ihr beweisen zu können, daß es wenigstens ein Herz gibt, welches nie an ihrer Schuldlosigkeit in der gegen sie gerichteten Anklage zweifelte, die zu schmählich ist, als daß sie geglaubt werden könnte."

„Das kann ich nicht thun," antwortete der Bankier. „Mrs. Brandreth ist fest entschlossen, keinem Mitglied ihrer Familie ihren Aufenthaltsort früher mitzutheilen, bis ihr Name von dem schmachvollen Flecken gänzlich gereinigt ist, der seit vielen Jahren auf ihm haftet. Es thut mir leid, Ihnen eine ab-

schlägige Antwort ertheilen zu müssen, aber meine Verhaltungsbefehle lauten kategorisch. Haben Sie einen Grund," fügte er bei, „mir den Namen des Freundes zu verschweigen, der Ihnen so edelmüthig Beistand leistet?"

„Mein Wort ist verpfändet, ihn geheim zu halten," lautete die Antwort.

„So versprechen Sie mir wenigstens," sagte der Bankier, „daß Sie im Nothfalle von dem Kredit Gebrauch machen, der Ihnen zur Verfügung gestellt ist."

„Nein."

„Diese Weigerung wird Ihrer Mutter Kummer vermehren."

„Dann willige ich ein," antwortete Oliver. „Ach! was wollte ich nicht alles lieber erdulden, als Derjenigen eine Thräne zu verursachen, die schon so viele vergossen hat."

„Ich habe Ihnen nun," fuhr Mr. Cent fort, „dieses Paket zu übergeben. Es enthält eine Erzählung, von Mrs. Brandreth geschrieben, der peinlichen Umstände, welche ich nicht näher zu berühren brauche. Ursprünglich war es ihre Absicht, daß es erst im Fall ihres Todes in Ihre Hände gelangen soll. Der Entschluß, den Sie gefaßt, hat sie aber veranlaßt, davon abzugehen."

Unser Held ergriff das Paket hastig und drückte die Adresse an seine Lippen.

„Das Fernehalten bricht mir das Herz!" rief er aus. „Es ist grausam, ungerecht gegen sich selbst und gegen ihren Sohn. Wenn sie wüßte, wie ich schon in der Kinderzeit meine jungen Kameraden beneidete, denen mütterliche Liebe, mütterliche Pflege

zu Theil wurde — wie wehe es mir that, daß der Himmel mich derselben beraubt habe und wie oft ich in meinem Bette Morgens und Nachts betete, sie möchte mir wenigstens von Oben ihren Segen zu Theil werden lassen."

Während Oliver diese leidenschaftlichen Worte sprach, sank eine bleiche, abgehärmte, statuengleiche Gestalt, welche während der Unterredung hinter der Wand gestanden, und mit gierigen Ohren jedes Wort, das er sagte, erlauscht hatte, auf ihre Kniee und erflehte der Mutter Segen auf sein Haupt.

„Ich werde Wort für Wort wiederholen," sagte der Bankier in demselben trockenen, geschäftsmäßigen Tone, in welchem er bis jetzt gesprochen hatte, „alles was Sie geäußert haben; und sollte meine verehrte Clientin ihren Entschluß ändern —"

Er hielt inne, als wenn er erwartete, daß Jemand den Satz für ihn vollenden sollte; aber Mrs. Brandreth war mit einem letzten Blick auf ihren Sohn aus dem Zimmer geschlüpft, gleichsam als wenn sie ihrer ferneren Festigkeit nicht mehr recht getraut hätte.

„So will ich Ihnen denselben zu wissen thun," setzte der Geschäftsmann hinzu, dessen Gesichtsausdruck sich weder veränderte, noch Erstaunen oder getäuschte Erwartung ausdrückte.

Ueberzeugt, daß alle weitere Bitten vergeblich wären, verabschiedete sich Oliver und eilte heim, um dort die erste Mittheilung, die er von seiner lange betrauerten Mutter erhalten, zu durchlesen.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

In der Einsamkeit seines Zimmers, die Thüre gegen jede Ueberraschung verschlossen, erbrach Oliver Brandreth das Siegel des Pakets, welches ihm der Bankier übergeben hatte. Es war kein Wunder, daß seine Hand zitterte, denn es war die erste Mittheilung, die er von seiner Mutter erhalten, welche er seit so langer Zeit schon todt geglaubt hatte. Es war ihre Geschichte, die er lesen sollte und nach welcher er zwischen ihr und seinem Vater zu richten berufen war.

Das Paket enthielt mehrere Umschläge; in dem ersten befand sich ein Blatt Papier mit folgenden Linien:

„Es lag in meiner Absicht, daß die beigeschlossene Denkschrift nicht eher in Deine Hand kommen solle, bis der Tod meinem traurigen und verlassenen Dasein ein Ende gemacht habe. Der edle Entschluß aber, den Du gefaßt hast, die kindliche Liebe, die Du dadurch an den Tag gelegt hast, daß Du Dich der Aufgabe unterziehen willst, den Namen Deiner unglücklichen Mutter zu reinigen, hat mich bestimmt, meinen Entschluß zu ändern. Zum erstenmale seit Jahren fällt ein Strahl von Hoffnung in meine Seele. Große Handlungen entstehen nie von selbst im menschlichen Geiste, sondern sie werden von Gott, zur Ausführung seiner Plane, eingegeben. Möge Er Dich bei Deinem Unternehmen beschützen und leiten, — den Segen bestä-

tigen, der mit unaussprechlicher Zärtlichkeit aus dem Herzen Deiner Mutter strömt, den Du aber nie aus ihrem Munde vernehmen wirst, bis sie Dir gegenübertreten kann, ohne daß eine Wolke des Zweifels den Sonnenschein ihrer Freude verdunkelt. Es würde mich tödten, Oliver, wenn ich Mißtrauen in den Augen meines Sohnes lesen oder bemerken müßte, daß er erröthete, wenn seiner Mutter Name genannt wird. Niemals! niemals! soll dieß geschehen.

„Sollte das Glück, um das ich in langen Jahren der Pein geweint und gebetet habe, mir versagt bleiben, und der Tod mich von meinen Leiden erlösen, ehe Du Deine Aufgabe erfüllt hast, so gib diese deßhalb doch nicht auf; die Wahrheit muß eines Tages an's Licht kommen und es wird für mich süß sein, mit der Ueberzeugung zu sterben, daß das Kind, das ich liebe, mein Sohn, meine einzige Hoffnung und Stütze, eines Tages mit Stolz auf seiner Mutter Grab blicken wird.

„Ich sage nichts von Deinem Vater. Wenn das entsetzliche Geheimniß aufgeklärt und meine Unschuld anerkannt ist, wird mein Andenken mich rächen."

„Ich sollte meine Absicht aufgeben!" rief unser Held auf die Knie sinkend. „So lange noch ein Lebenspuls in mir ist, oder ich im Besitze meiner Vernunft bin, weihe ich mich der Ausführung derselben. Mag auch das Vergnügen mit seinem Lächeln mich verlocken, Schönheit mir auf meinem Lebenspfad begegnen, Ehrgeiz mich in Versuchung führen, — alles

dieß soll mich nicht von meinem Ziele abbringen. Die Verlockungen der Jugend, die Zauberkraft der Liebe, welche das Herz mit wonnigen Träumen erfüllt, — nichts soll mich in meinem Entschlusse wankend machen. Ich schwöre Dir dieß zu, Mutter, bei Deinen Thränen und Deinem Kummer; bei dem lauten Schrei der Natur in meinem Herzen, dessen stumme Beredtsamkeit mich von Deiner Unschuld überzeugt."

Oliver Brandreth erhob sich langsam wieder von den Knieen; es verflossen aber mehrere Minuten, ehe seine Rührung ihm gestattete, die Mittheilung zu lesen, welche der zweite Umschlag enthielt. Es lag etwas Feierliches in dem Gedanken, daß die Verfasserin die Absicht gehabt habe, die Schrift ihm nicht früher vor Augen zu bringen, als bis die Hand, welche sie niedergeschrieben, im Grabe ruhe.

Die Aufschrift lautete:

„An meinen geliebten Sohn.
An ihn zu übergeben nach meinem Tod."

„Du wirst erstaunt sein, so spät erst zu erfahren, daß noch eines Deiner Aeltern lebte, welches Du längst für todt hieltest — Deine Mutter, deren Dasein vernichtet wurde auf eine ihr selbst und Andern unerklärliche Weise, wenn man nicht der abgeschmackten Voraussetzung Glauben schenken will, daß sie in überlegter Weise, ohne jeden vernünftigen Grund, ein Verbrechen begangen habe, um Glück und Ehre gegen den Namen einer Verbrecherin einzutauschen.

„In früher Jugend Waise geworden, unter die Obhut ihrer einzigen weiblichen Verwandtin, der verwittweten Lady Vavassour gestellt, wurde

Deiner Mutter Reichthum ein Gegenstand der Speculation ihrer strengen Vormünderin, welche in der Vermählung ihres Sohnes, des Sir Cuthert, mit ihr, das Mittel erblickte, das Vermögen ihrer Familie wieder herzustellen.

„Sie sollte sich aber in diesem Punkte getäuscht sehen. Ihr Mündel fühlte keine Liebe zu ihrem Vetter, dessen stolzer und leidenschaftlicher Geist ihr Angst einflößte und die mancherlei Gründe hatte zu glauben, daß sein Herz der Mademoiselle Marelle, einer jungen Französin, angehöre, die lange ihre Gesellschafterin gewesen war und deren Benehmen gegen sie in allen Fällen, einen einzigen ausgenommen, aufrichtig und liebevoll gewesen zu sein schien.

„Deine unschuldige Mutter beabsichtigt nicht, ihren Lebenslauf zu schreiben, — sie besitzt dazu weder die Kraft, noch die Neigung — sondern nur die Umstände mitzutheilen, welche einen so schwarzen Flecken auf ihr Dasein warfen. Seitdem ist dieses werthlos für sie geworden.

„Ohne die Zustimmung ihrer Vormünderin sich zu erbitten, welche ihr doch nicht ertheilt worden wäre, glaubte Deine Mutter, dem blinden Vertrauen ihres Mädchenherzens folgend, daß die Liebe, welche sie für den Gatten ihrer Wahl fühlte, gegenseitig sei. Sie bildete sich ein, einen Beschützer sich gewonnen zu haben. Er zeigte sich aber leider! als ein kalter, mitleidsloser Richter.

„Die Ehre war sein Abgott, den er so phantastisch, so blind verehrte, daß er diesem falschen

Götzen die Frau zum Opfer brachte, die zu beschützen er geschworen hatte.

„Während der Abwesenheit ihres Gatten wohnte die junge, unerfahrene Frau in Bath, wo Du geboren wurdest. Sie verweilt nicht bei dem Entzücken, mit welchem sie dieses glückliche Ereigniß begrüßte, — bei dem Stolz und der Freude, die sie im Voraus fühlte, Dich Deinem Vater zu zeigen; die Vernunft würde unter dieser Aufgabe sie verlassen, und dieser Protest gegen die Ungerechtigkeit der Welt dadurch unvollendet bleiben.

„Deine Mutter hatte ihr Miniaturbild, mit Dir auf den Armen, zum Geschenk für ihren Gatten bei seiner Rückkehr malen lassen und in Begleitung der Mademoiselle Marelle in den Laden von James Masters, dem ersten Juwelier in Bath sich begeben, um dasselbe in ein Armband fassen zu lassen. Der Mann legte eine Menge der kostbarsten Waaren ihr vor, um sie zu einem Kauf zu verlocken; die Besucherin machte sich aber wenig aus Juwelen; sie besaß der Diamanten so viele, daß man eine indische Braut damit hätte schmücken können, obgleich sie dieselben selten trug. Bei ihrer Rückkehr nach Hause fiel ein Smaragdring aus ihrem Sacktuch.

„Wie fatal," rief ihre Begleiterin.

„Sagen Sie lieber, wie sonderbar, daß dieser Gegenstand unbemerkt in mein Sacktuch kommen konnte," versetzte Deine Mutter.

„Der Wagen stand noch vor der Hausthüre, sie fuhr deßhalb augenblicklich zurück und händigte den Schmuckgegenstand seinem Eigenthümer

wieder ein, welcher erklärte, daß er ihn noch gar nicht vermißt habe. Hätte er nur den mindesten Zweifel blicken lassen, so würde Deine Mutter niemals wieder seinen Laden betreten haben.

„Wenige Tage hernach traf die Nachricht ein, daß Kapitän Brandreth's Schiff in Portsmouth erwartet werde.

„Seine Gattin in der Ungeduld ihres Herzens, — im Stolze ihrer mütterlichen Liebe, beschloß, ihm entgegen zu fahren und ihm dort seinen Erstgeborenen zu zeigen. In höchster Aufregung, halb wahnsinnig vor Freude, eilte sie zu dem Juwelier, um dort ihr Miniaturbild zu verlangen. Ihr Benehmen mochte unruhig und verwirrt erschienen sein. Möglicher Weise war dieß der Fall, — wenigstens beschworen seine Zeugen, daß dieß der Fall gewesen sei, als sie das Armband bezahlte und sodann wieder in den Wagen stieg.

„Unglücklicher Weise war sie allein dahin gegangen, was das Folgende noch merkwürdiger und unerklärlicher macht.

„Abends, als sie das Bildniß einigen Freundinnen zeigte, die bei ihr in ihrem Hause zum Besuch anwesend waren, wurden ihr Polizeibeamte gemeldet. Sie hatten eine Vollmacht zur Durchsuchung bei sich, Masters hatte beschworen, bestohlen worden zu sein und eine Kette von bedeutendem Werth wurde in dem Schmuckkästchen Deiner unglücklichen Mutter gefunden.

„Stelle Dir das Entsetzen dieses Moments vor, Oliver. Vergebens betheuerte sie ihre Unschuld. Ihre Worte wurden mit ungläubigen Blicken aufgenommen. Immerhin blieb ihr aber noch ein Freund, — ihr Reichthum. Eine Kaution zu hohem Betrag wurde angenommen. Sie bildete sich auch ein, einen Beschützer zu besitzen, und zu diesem floh sie in Begleitung der Mademoiselle Marelle und ihres Kindes. Aber die giftige Zunge der Verläumdung hatte dort bereits ihr Werk gethan. Ihr Gatte weigerte sich, sie bei sich aufzunehmen und trennte sie von ihrem Kinde.

„Deine Mutter verlor mehrere Monate lang die Vernunft."

Unser Held ließ das Papier fallen: seine Thränen hatten ihn völlig blind gemacht, — er vermochte nicht weiter zu lesen.

„Gott!" rief er aus, „ersticke die bittern Gedanken, die in meiner Brust aufkeimen, die Worte der Verachtung auf meinen Lippen, denn er ist mein Vater. Muth! Muth!" fuhr er fort, „um diesen Bericht des Elends bis zu Ende zu lesen."

Er hob das Papier vom Boden auf und drückte es mit Ehrerbietung an seine Lippen, als ob es die Geschichte der Leiden eines heiligen Märtyrers enthielte.

„Sobald die Vernunft Deiner Mutter wieder hergestellt war, eilte sie nach Bath, um ihrem Ankläger gegenüber zu treten und eine gründliche Untersuchung zu verlangen. Was nützte es sie aber, daß die Beamten mit kalter Höflichkeit ihre Betheu-

rungen voll Unwillen anhörten: sie konnten — oder vielmehr wollten nichts thun. Kapitän Brandreth hatte die Anklage durch Vergleich niedergeschlagen.

„Ein einzigesmal, als ein Zweifel über seine Ungerechtigkeit in ihm aufstieg, schrieb er an seine unglückliche Gattin und gab seine Bereitwilligkeit zu erkennen, ihre Erläuterungen, die sie etwa zu geben vermöchte, anhören zu wollen.

„Sein Brief wurde aber an ihn zurückgeschickt; der Pfeil hatte ihr Herz durchbohrt, und seine Hand war nicht im Stande, denselben herauszuziehen.

„Seit diesem Ereignisse wohnt das Opfer dieses schwarzen Complotts — denn ein Complott mußte es gewesen sein, — bei einem bejahrten Freunde, der versprochen hat, dieß zu übergeben und Dir den letzten Segen einer tief gebeugten Mutter zu bringen, welche in der seligen Hoffnung stirbt, daß ihr Sohn ihrem Angedenken gerechter sein wird, als die Welt es gegen ihren Namen war."

„Die Welt soll ihr schon jetzt gerecht werden," rief Oliver Brandreth in großer Aufregung: „sie soll ihren Irrthum einsehen lernen und sich über die Härte ihres Urtheils entsetzen. Man müßte am Himmel zweifeln," fuhr er fort, „wenn man nicht fest überzeugt wäre, daß der Schleier der Sünde und des Geheimnisses endlich zerrissen wird. Meine Seele sehnt sich nach Thätigkeit; es drängt mich, das heilige Unternehmen zu beginnen. Wehe, wehe über ihre Ankläger, wenn diese einst entlarvt und überwiesen da-

stehen. Sie sollen mich ebenso mitleidslos finden, als ihr Verbrechen gewesen ist; ebenso hart wie ihre eigenen schlechten Herzen!"

Ehe unser Held sein Zimmer verließ, überlas er nochmals die einfache und doch so ergreifende Geschichte; dann setzte er sich an seinen Schreibtisch und copirte sie Wort für Wort, um sie seinem Vater zu übersenden.

Es sollte dieß zur Rechtfertigung des Schrittes dienen, den er zu thun im Begriffe stand. Nach seiner Ueberzeugung bedurfte es keiner weitern Entschuldigung.

Mrs. Dalton war die einzige Person, der er das Original zeigte. Die gutmüthige Frau weinte, als sie es las; jede Linie bestärkte sie in der Ueberzeugung, die sie stets von der Unschuld ihrer unglücklichen Freundin gehegt hatte.

Wie langsam schleppt sich die Zeit hin, wenn Erwartung die Stunden zählt. Oliver Brandreth wartete Tag für Tag auf die Aufforderung von John Compton; zuweilen bildete er sich ein, derselbe habe ihn vergessen, dann aber klagte er sich sogleich wieder der Ungerechtigkeit an.

Es verfloß eine ganze Woche, ehe endlich diese Aufforderung eintraf.

Als er die Privatwohnung des würdigen Mäklers erreichte, wurde ihm die Thüre zu seinem großen Erstaunen von Peter Marl geöffnet.

„Sie in London?" rief er aus.

„Das ist nicht schön, Peter," sagte Philipp, der ebenfalls erschienen war, um seinen Freund zu begrüßen. „Sie sind mir zuvorgekommen."

„Das bin ich allerdings, Mr. Blandford," antwortete der Veteran; „aber seien Sie deßhalb nicht böse auf mich. Kotswold ist so langweilig geworden, seit Sie es verlassen haben und ich war so glücklich, Sie beide wieder zu sehen."

„Beide?" wiederholte der Jüngling muthwillig. „Nun, ich denke, es wäre undankbar, nach einem solchen Compliment Streit mit Ihnen anzufangen."

„Ich danke Ihnen, junger Herr."

„Komm," fuhr Philipp fort, unsern Helden am Arm nehmend, „ich habe noch eine andere Ueberraschung für Dich."

Während Oliver über den Vorplatz ging, erfreute er noch den alten Soldaten mit einem herzlichen Händedruck.

Im Bibliothekzimmer fand er nicht nur den Mäkler, sondern auch den Major Henderson, die ihn hier erwarteten. Beide hießen ihn auf's liebevollste willkommen.

Der Herr des Hauses sah auf seine Uhr.

„Nur noch eine halbe Stunde bis zum Mittagessen," sprach er; „vielleicht ist es das Beste, alle Erklärungen zu verschieben, bis wir gespeist haben."

Oliver blickte den Major bittend an.

„Wenn Ihre Gastfreundschaft allen Ihren Gästen zu gut kommen soll, so glaube ich kaum, daß dieß das Beste ist," bemerkte der letztere. „Es ist merkwürdig, wie viele Fragen in dreißig Minuten gestellt und beantwortet werden können."

„Nun, ganz wie es Ihnen beliebt," erwiderte der Gastfreund. „Philipp und ich wollen indessen nach dem Weine sehen."

Damit verließ er das Zimmer. Er gehörte unter die Menschen, die es nicht gerne mit anhören, wenn man von ihren guten Handlungen spricht; er gab lieber jederzeit insgeheim Hunderte zu einem milden Zweck, als daß er seinen Namen auf einer Subscriptionsliste mit fünf Pfund gesehen hätte.

„Mr. Compton," sagte der Major, sobald sie allein waren, „hat mir den männlichen und muthigen Entschluß mitgetheilt, den Sie gefaßt haben, um das Geheimniß aufzuklären, das den Namen Ihrer Mutter trübt. Grämen Sie sich nicht darüber, lieber Junge, daß ich darauf anspiele; als alter Freund Ihres Vaters ist mir längst jede Einzelnheit aus der Geschichte Ihrer Mutter bekannt, und mehr als einmal lief ich Gefahr, ihn dadurch zu beleidigen, daß ich sein Benehmen mißbilligte. Unser Gastfreund hat versprochen, Ihnen bei Ihrem Unternehmen hilfreiche Hand zu leisten. Er hat dadurch eine große Verantwortung auf sich genommen und derselben auf die edelste Weise sich entledigt. Hören Sie den Plan, den er vorschlägt."

„Theilen Sie mir ihn gefälligst mit."

„Sie und sein Mündel sollen nach Italien reisen, nicht unter meiner Obhut, sondern unter jener schützenden Sorgfalt, wie sie Alter und Erfahrung, ein Vater seinen Söhnen angedeihen lassen kann. Ich habe bereits einen Stellvertreter für mich in Carwell Hall bestellt," fügte er bei, „und in wenigen Tagen werden wir unsere Reise antreten, welche, wohl verstanden, nur zu dem Zweck unternommen wird, um das große Unternehmen in Ausführung zu bringen, das Sie vorhaben. Sind Sie damit zufrieden?"

„Zufrieden! ich bin im höchsten Grade dankbar."

„Ich habe aber noch eine andere Anordnung getroffen," fuhr der Major lächelnd fort, „gegen die Sie vielleicht Einsprache erheben."

Sein ehemaliger Zögling sah ihn mit Erstaunen an.

„Ich habe Peter halb und halb versprochen, daß er uns begleiten dürfe. Er ist ein alter Veteran und kann uns nützlich sein."

„Ich könnte mir gar nichts Angenehmeres wünschen," rief Oliver erfreut von der Aussicht, den alten Kriegsmann in seiner Nähe zu behalten. „Wie kann ich je solche Güte, solchen Edelmuth vergelten?"

„Dadurch, daß Sie wenigst möglich Worte darüber machen," antwortete Major Henderson, „denn Mr. Compton hat einen entschiedenen Widerwillen gegen alle Dankesbezeugungen. Soll ich Ihnen sagen, auf welche Weise Sie Ihren Gefühlen genügen und ihm zugleich gerecht werden können?"

„Es wird mich dieß Ihnen nur noch mehr verbinden, nachdem ich Ihnen schon so Vieles schulde."

„Dadurch, daß Sie nichts thun, als ihm stillschweigend die Hand drücken."

„Wird er mich dann nicht für kalt halten," rief der Jüngling — „für gefühllos gegen sein edles Benehmen, das er mir zu Theil werden läßt?"

„Verlassen Sie sich darauf, lieber Junge," erwiderte der Major, „John Compton wird Sie verstehen. Noch ein Wort der Erklärung und ich bin zu Ende. Weder sein Mündel noch Peter Marl dürfen entfernt ahnen, daß unserer Reise ein weiterer Zweck, als die Vollendung eurer Erziehung durch Reisen im

Auslande zu Grunde liegt, obgleich ich jederzeit mein Leben zum Pfand einsetzen würde," setzte er hinzu, „daß ich mich auf die Verschwiegenheit und Treue meines alten Kameraden verlassen kann."

„Und ich auf Philipp's Hingebung für mich," sagte unser Held. „Seien Sie überzeugt, daß ich die Delicatesse Ihres Verlangens vollkommen zu würdigen weiß."

„Was die Umänderung eurer Namen betrifft, welche unser Gastfreund und ich für räthlich halten, so sind nach den verschiedenen Versuchen, welche auf die Freiheit, wenn nicht gar auf das Leben seines Mündels gemacht worden sind, dafür mehr als genügende Gründe vorhanden."

Beim Eintreten in das Speisezimmer schritt Oliver Brandreth ruhig auf den würdigen Mäkler zu und schüttelte ihm stillschweigend die Hand.

„So ist's recht," flüsterte der alte Mann; „nur keine unnützen Worte; ich kann diese nicht leiden."

„Wenn Sie nur wüßten — mein Herz fließt mir über, mein Herr."

„Ich weiß es!" unterbrach ihn sein Wohlthäter in demselben halblauten Tone; „und gerade aus diesem Grunde wünsche ich nichts zu hören. Nehmen Sie Ihren Stuhl ein. Philipp, sprich das Gebet."

Das Mittagessen ging ziemlich unter Stillschweigen vorüber. Philipp war der Einzige, der in guter Laune war, im Hinblick auf die bevorstehende Reise und bei der Aussicht, daß er seinen Freund Oliver begleiten dürfe. Er ahnte entfernt nicht, welche peinliche Gefühle, welche Hoffnungen und Zweifel in dem Herzen seines sonst so muntern Schulkameraden kämpf-

ten, der mit melancholischem Lächeln zuhörte, wie er im Vorgenusse schwelgte und Pläne für das bevorstehende Vergnügen entwarf.

Bei seiner Rückkehr nach Hause theilte unser Held der Mrs. Dalton mit, was für Anordnungen zur Ausführung seiner abenteuerlichen Aufgabe getroffen worden seien, und nahm dafür die Glückwünsche seiner Verwandtin entgegen, die sicher sehr aufrichtig gemeint waren, da das Bedauern über die Aussicht seines Weggehens sich darein mischte.

„Du scheinst aber deßhalb doch nicht zufrieden zu sein," sprach sie, frappirt von dem nachdenklichen und besorgten Ausdruck seines Gesichts.

„Ich dachte an meinen Vater," versetzte der Neffe. „Ist es nicht auffallend, daß Jedermann mir Vertrauen schenkt und mein Benehmen billigt, mit Ausnahme des Urhebers meines Daseins? Er ist der einzige Mensch, der je an mir zweifelte."

„Es liegt dieß in seiner Natur."

„Ich wollte, daß diese vertrauensvoller wäre!" rief Oliver Brandreth seufzend.

„Das ist Thorheit, lieber Junge."

„Sie haben Recht," antwortete der Jüngling. „Bedauern ist Thorheit, denn dieses vermag die Vergangenheit nicht ungeschehen zu machen und ich will deßhalb wo möglich dasselbe mir aus dem Sinne schlagen. Ich werde meine ganze Thatkraft und meinen Muth zu dem Unternehmen nöthig haben, das ich auszuführen im Begriff stehe. Eine innere Stimme flüstert mir zu, daß Sir Cuthbert Vavassour kein gewöhnlicher Feind ist, den ich zu bekämpfen habe. Sie kennen ihn, Tante; beschreiben Sie mir ihn, — nicht

seine Gesichtszüge, das Porträt, das ich von ihm in Rockingham Hall sah, hat mich dieselben bereits kennen gelehrt, — sondern sein Wesen, seinen Charakter, sein Naturell."

Mrs. Dalton schien durch diese Bitte in Verlegenheit gesetzt zu werden.

„Sie sind eine zu scharfe Beobachterin," fuhr er fort, „als daß Sie darüber nicht schon längst mit sich in's Reine gekommen sein sollten."

„Wenn ich zögere," versetzte die Dame, „so geschieht es blos deßhalb, weil ich an der Richtigkeit meiner Jugendeindrücke zweifle. Vergiß nicht, daß ich den Baronet seit der Vermählung Deiner Mutter nicht mehr gesehen habe und in dieser langen Zeit mag er sich wohl verändert haben."

„Die Schlange streift zwar ihre Haut ab, kann aber ihre Natur nicht verändern," rief der Neffe bitter.

„Gleich den meisten Menschen war in Sir Cuthbert Vavassour eine merkwürdige Mischung von Gutem und Schlechtem," sagte die Tante. „Seinen Stolz und wie ich fürchte, seine Rachsucht hat er von seiner Mutter geerbt. Zu diesen traurigen Eigenschaften kam noch bei ihm eine feurige, leidenschaftliche Natur, welche keinen Widerstand zu ertragen vermochte und, wie ich hörte, eine große Schlaffheit der Grundsätze, da wo das weibliche Geschlecht in's Spiel kam. Daß der Verlust des Vermögens seiner Base ihm sehr nahe ging, glaube ich allerdings, aber ich glaube auch, daß der Verlust ihrer Zuneigung ihn noch mehr schmerzte. Unmittelbar nachdem ihre Vermählung mit meinem Bruder bekannt geworden, zog

er sich auf den Kontinent zurück und hat seitdem England nie wieder besucht.

„Damit habe ich die Schattenseite des Porträts beschrieben, nun höre auch die Lichtseite. Er besaß eine gewisse sorglose Gutmüthigkeit; wenn ihn seine Leidenschaftlichkeit zu irgend einem Fehler verleitete, so konnte man im nächsten Augenblicke ihn eifrig bemüht finden, denselben wieder gut zu machen, obgleich er auch manchmal ganz unbeugsam sich zeigte. Flugsand," fügte Mrs. Dalton bei, „konnte nicht leicht veränderlicher und wie ich fürchte gefährlicher sein. Ich betrachtete ihn stets als einen Mann, der Mitleid verdiente, denn Gott hat ihm mehr als gewöhnliche Talente verliehen; aber die unglückselige, nachsichtige Schwäche Derer, welche seine Kindheit leiteten, brachte ihm keine Grundsätze bei, und versäumte es, ihm Anleitung zur Selbstbeherrschung zu geben."

„Das ist ein trauriges Bild, welches Sie hier entworfen haben," bemerkte der Jüngling nachdenkend, „ein verlorenes Leben, — das in dem Strom der Leidenschaften unterging."

„Es gibt Kämpfe der Seele, Oliver," sagte Mrs. Dalton nachdrücklich. „Glücklich sind diejenigen, welche unverletzt daraus hervorgehen."

Wenige Tage genügten, um die Vorbereitungen der Reisenden zu ihrem Ausfluge zu vollenden und unser Held fand sich nach einem liebevollen Abschied von seiner Tante und von Isabella — deren Schmerz und Zorn, daß sie ihn nicht begleiten dürfe, ihrer Mutter ein Lächeln unter ihren Thränen entlockte —

wieder in der Wohnung des Mr. Compton ein, wo er seine letzte Nacht in England zubringen sollte. Dem reichen Mäkler ging der Abschied von seinem Mündel und dessen jugendlichem Freunde näher, als er sich merken ließ, denn die beiden jungen Leute hatten sich in dem Herzen des alten Mannes so festgesetzt, daß ihm die Wahl schwer gefallen wäre, welchem von beiden er den Vorzug einräumen sollte.

„Geld!“ murmelte er mehrmals vor sich hin. „Pah, Unsinn, der größte Humbug auf der Welt!“

John Compton würde mehr darum gegeben haben, als er nur auszusprechen wagte, wenn er Oliver oder Philipp mit dem Namen Sohn hätte bezeichnen dürfen. Er dachte an seine Jugend und sein Mannesalter, das er unter dem Erwerb von Reichthum vergeudet hatte; Reue füllte sein Herz, — doch war es eine Reue ohne Bitterkeit.

Im Ganzen hatte er recht: die Jugend ist ein zu herrliches Ding, als daß man sie in volkreichen Städten und düstern Comptoiren hinbringen sollte. Das Buch der Natur ist mehr werth, als alle Handlungsbücher, deren Bilanz den Gewinn von vielem Geld nachweist. Dieser Gewinn macht die Mühe nicht bezahlt, namentlich wenn man sie nur für sich selbst aufgewendet hat. Ein häuslicher Herd, Gattin und Kinder verleihen ihr allein Segen und Heiligung.

Jugend! welch einen Kontrast bildet sie zu dem runzeligen Alter! ein Seraph, der das eiserne Gesicht der alten Zeit anlächelt, — eine offene Blume, benetzt von der Quelle des Lebens, blühend in der Nähe eines leeren Grabes.

Nachdem Peter Marl sich genau überzeugt hatte,

daß die Pistolen — sein Abschiedsgeschenk an Oliver Brandreth — in vollkommen gutem Zustande seien, und nachdem er nach dem Gepäck gesehen hatte, fand er sich im Speisezimmer ein, um hier die letzten Befehle in Empfang zu nehmen.

Der alte Militär kam steifen Schrittes herangeschritten, und gab unwillkürlich einen militärischen Gruß ab, als Major Henderson ein altes Befehlbuch aus der Tasche zog und die Verhaltungsmaßregeln vorlas, die er für die Reise niedergeschrieben hatte.

„Sergeant Mark hat bis Morgen früh um sechs Uhr" alles in Marschbereitschaft zu halten.

„Sergeant Marl hat von nun an in der Anrede sowohl als im Gespräch Mr. Oliver Brandreth und Mr. Philipp Blandford, (die Zöglinge seines kommandirenden Offiziers) Mr. Oliver und Mr. Philipp Trevor zu benennen.

„Sergeant Marl hat zu vergessen, daß er je gewußt, gehört, geglaubt oder sich eingebildet hat, daß die ebengenannten jungen Herrn einstmals einen andern Namen geführt hätten.

„Sie sind entlassen!"

„Aber nicht ohne ein Glas Wein zuvor, mit Ihrer Erlaubniß, Herr Major!" rief unser Held, dem das erstaunte Gesicht des alten Soldaten vielen Spaß machte.

„Danke Ihnen, Mr. Trevor," sagte der Veteran, das Glas zurückweisend.

„Sie sind entlassen," versetzte der Major.

„Entschuldigen Sie, Herr," versetzte Peter Marl salutirend, „es ist noch ein Punkt, der in dem Befehl nicht ganz klar ist."

„Und welcher ist dieß?"

„Sind Mr. Philipp und Mr. Oliver Brüder oder Vetter?"

„Brüder!" riefen die beiden jungen Leute zu gleicher Zeit.

Der Veteran salutirte zum drittenmale und marschirte, ohne eine Muskel zu verziehen aus dem Speisezimmer hinaus.

„Sie haben dem treuen Menschen eine schwere Aufgabe gestellt," bemerkte der Mäkler.

„Durchaus nicht," versetzte Major Henderson lachend; „Peter ist zu gut geschult. Sobald er die Generalordre gelesen hat, ist die Veränderung für ihn nichts weiter als eine Gewohnheitssache — ein Theil seiner militärischen Pflicht. Ich wollte meinen Halbsold daran setzen," fuhr er fort, „daß der alte Soldat meine Zöglinge nie anders als mit dem Namen Trevor anreden wird."

Die Zukunft rechtfertigte diese Prophezeihung. Von diesem Tage an schien der Veteran die Namen Blandford und Brandreth gänzlich vergessen zu haben.

Als der Augenblick des Abschiednehmens von seinen jungen Freunden kam, war John Compton tiefer ergriffen als er sich gerne merken lassen wollte.

„Ich habe alles gethan, was menschliche Klugheit einzugeben vermag," sprach er, als er ihnen die Hände schüttelte, „um für eure Sicherheit zu sorgen. Das Uebrige hängt von der Vorsehung ab. Gott geleite euch beide."

Und ohne eine Antwort abzuwarten ging der derbe Citymann, dem man nur Interesse für Tara, Rabatt, Fracht, Disconto, Schiffsladungen und den Stand

des Geldmarktes zutraute, weg, um etwas zu verbergen, das einer Thräne ähnlich sah.

Mehrere Tage lang widmete er sich unermüdet den Geschäften und man sah ihn früh und spät in seinem Comptoir. Die Commis begriffen gar nicht, was dieß zu bedeuten habe. Vielleicht arbeitete er, um die Zeit zu tödten — vielleicht aber auch, um sich selbst zu vergessen.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Das Erstaunen in den Modezirkeln war groß, als bekannt wurde, daß Sir Aubrey und Lady Fairclough im Begriff seien, ihre Wohnung zu verlassen und auf mehrere Jahre nach dem Kontinent sich zu begeben. Das hundertzüngige Gerücht gab mancherlei Gründe dafür an, die alle mehr oder minder der Wahrheit ferne waren; diese wußten nur sie allein.

Einige behaupteten — und zwar, wie sie versicherten, aus der besten Quelle, — es geschehe dieß in Folge der großen Entwerthung ihres westindischen Besitzthums; Andere meinten, es handle sich um Geschäfte von zweifelhaftem Charakter, in welche der Baronet als Vormund der Wittwe und des Kindes seines verstorbenen Bruders verwickelt sei; während Manche geradezu behaupteten, daß er sich durch Spielen zu Grund gerichtet habe und sogar den Klubb nannten, in welchem er das Vermögen seiner Gemahlin daran gesetzt und verloren habe.

Diejenigen, welche mit ihm auf dem vertrautesten Fuße standen, gingen noch weiter. Sie wußten sogar, wer die Gewinner waren.

Samba's Schmerz und Unwille war groß, als ihr Lady Fairclough mittheilte, daß sie mit einer kleinen Pension in England zu bleiben habe, welche ihr Mr. Compton jeden Monat auszuzahlen angewiesen worden sei.

Die treue Negerin war ihrer launenhaften Herrin innig ergeben, die sie von Kindheit an bedient hatte und es dauerte einige Zeit, bis sie nur von einer Trennung etwas hören wollte, die sie geradezu verweigerte.

„Nein, Missie Lady!" rief sie aus. „Sie sehr thöricht, — Samba Ihnen schon oft gesagt. Aber Sie kein bös Herz haben; Sie lassen sie nicht allein sterben. Mich kennen, — mich kennen! Massa macht Sie sterben! Samba wird ihm eines Tags vergelten."

„Vielleicht ziehst Du vor, nach Trinidad zurückzukehren," bemerkte die Lady, ohne die Anspielung auf ihren Gemahl zu beachten.

Die Negerin blickte sie einige Secunden lang mit einem eigenthümlich schlauen Ausdruck in ihren halb geschlossenen Augen an.

„Und Ihr Gemahl mich dann verkaufen, wenn ich dort bin?" versetzte sie; „nein, Missie Lady, nein. England kaltes Land; aber Samba hier frei."

„Kannst Du mich einer solchen Handlung der Grausamkeit für fähig halten?" rief ihre Herrin höchlichst erstaunt.

„Sir Aubrey überredet Sie zu Allem," antwortete das Weib. „Er überredete Sie zu vergessen Massa Philipp, warum nicht zu verkaufen arme Negerin?"

Es lag etwas sehr Bitteres in dieser Entgegnung, weil sie viel Wahres enthielt, deßhalb fühlte sie auch Lady Fairclough sehr tief. Indessen brachte sie keine Aenderung in ihrem Entschlusse hervor, von ihrer alten Dienerin sich zu trennen.

Diese Trennung war nothwendig, um ihren oder vielmehr des Baronets Plan in Ausführung bringen und unumgänglich nothwendig, um ihr Versprechen erfüllen zu können.

Obgleich ihr unwürdiger Gatte über den selbst auferlegten Zwang sich ärgerte, so entfernte er sich doch nicht von Hause, sondern machte sich eifrig mit den Anstalten zu der bevorstehenden Abreise zu schaffen.

Sein Opfer und deren Kind waren vernachlässigt — nicht vergessen, denn die Werkzeuge des Betrügers waren thätig.

Seine Abwesenheit war eine traurige Prüfung für Milly. Einsamkeit ist doppelt peinlich, wenn das Herz wenig mehr zu hoffen wagt und von Gefühlen gequält wird, bei welchen verwundeter Stolz und alte Liebe sich um die Herrschaft streiten.

„Er liebte mich nie," rief sie zu wiederholten Malen aus. „Ich wurde gepflückt wie eine Blume in einem Augenblicke der Laune und bin dann gleichgültig weggeworfen worden. Warum habe ich aber auch die Zelte meines Stammes verlassen? Dort war ich glücklich. Werde ich je wieder das Glück kennen lernen?"

Das Lächeln ihres Kindes, das in der kleinen Wiege neben ihr lag, beantwortete ihr diese Frage. Sie nahm es in ihre Arme, bedeckte sein unschuldiges Gesichtchen mit leidenschaftlichen Küssen und gewann die Ueberzeugung, daß, so lange es lebe, ihr Dasein nicht ganz einsam bleibe.

Mehrere Nächte hindurch hatte Milly trotz der Vorstellungen ihrer Dienerin sich geweigert, zur Ruhe sich niederzulegen. Sir Aubrey konnte ja ankommen, und Herz und Kopf mußten dann wach sein.

„Sie werden sich tödten," bemerkte das Frauenzimmer, eine sehr vertraute Person, welche der Kammerdiener Hanway zu ihrem Dienste gemiethet hatte. Sie war mit einem Wort seine Schwester.

Ihre Herrin lächelte betrübt.

„Sie nehmen nichts zu sich."

„Speise ekelt mich an," versetzte das betrogene und unglückliche Opfer ungeduldig.

Nach langer Ueberredung gelang es endlich der Dienerin, sie dahin zu bringen, ein Glas Wein zu trinken, das sie in ihrer Gegenwart einschenkte.

„Das wird Ihnen Kraft geben," sprach sie in einem Tone, der freundlich klang. „Denken Sie an Ihr Kind; Sie werden bald außer Stande sein, es zu stillen.

Dieser Grund machte Eindruck und die junge Mutter nahm mit einem Gefühl der Dankbarkeit das wohlwollend angebotene Getränk an.

Die Natur gleicht einem ungestümen Gläubiger und ist ebenso dringend in ihrem Verlangen als ein solcher. Mag man auch die Bezahlung noch so sehr streitig machen, so kann man sie doch nur eine Zeit-

lang hinausschieben; sicher wird die Auslösung der Schuld später dann nur um so dringender gefordert.

Ob die Wirkung des Weines, oder die geistige und körperliche Ermüdung, welche Milly schon so lange ertragen hatte, Schuld daran war, ist schwer zu entscheiden, aber in weniger als einer halben Stunde fingen ihre Augen an schwer zu werden. Als sie dieß verspürte, legte sie sich zwar auf das Bett, in der festen Absicht jedoch, wach zu bleiben, wie sie auch in der vorhergehenden Nacht die Rückkehr ihres Gatten wachend erwartet hatte.

„Versuchen Sie zu schlafen," sagte die Dienerin.

„Nein, nein," murmelte ihre Herrin matt.

Die Frau nahm das Kind aus seiner Wiege und legte es ihr an den Busen. Es war dieß entweder eine genaue Kenntniß mütterlicher Liebe oder teuflische Schlauheit. Die junge Mutter widerstand nicht lange dem Drange, der sich ihrer bemeisterte, sondern überließ sich der Ruhe, welche die Natur so gebieterisch von ihr verlangte.

Die Dienerin verließ das Gemach und ging in ihr Schlafzimmer, das sich zur ebenen Erde des Häuschens befand.

Nach wenigen Minuten schliefen beide.

Richmond ist, wie unsere Leser wissen, nicht allein wegen seiner wunderschönen Lage berühmt. Dichter, Künstler und andere Träumer mögen seinen lieblichen Fluß, dessen reizende Ufer und malerische Krümmungen mit Entzücken preisen, die Citymänner, Diplomaten, öffentliche Gesellschaften und der ganze Troß der materiellen Leute werden dagegen die Diners, die man daselbst findet, ebenso enthusiastisch preisen.

In Richmond richten Schildkrötensuppe und Wildpret gar viel Schlimmes an, wie viele Gichtbrüchige zu ihrem Schaden bezeugen können.

Wenn sich ein Junggeselle im besten Alter von seinen Geschäften zur Ruhe setzt, ein Proceß gewonnen, ein Vergleich geschlossen worden ist, ein Staatsbeamter zu einer höhern Stelle befördert wurde oder eine Versöhnung zwischen lang getrennten Freunden stattgefunden hat, so muß das Ereigniß durch ein Diner gefeiert werden, und Richmond ist der hiezu ausersehene Ort.

Für Engländer (und auch für Deutsche) ist ein Diner gewissermaßen das Siegel unter einen Wechsel, — sie halten kein Ereigniß von Wichtigkeit für genügend abgethan, wenn es nicht durch ein Essen gefeiert wird.

Obgleich Lord Arthur Stanton gerade keine große Vorliebe für diese Gewohnheit hatte, so war er doch, nachdem er soeben vom besoldeten Attaché in St. Petersburg zum Legetationssecretär in Neapel befördert worden war, genöthigt gewesen, sich dieser Sitte zu unterwerfen und deßhalb eine Gesellschaft seiner Freunde in das Hotel zum „Stern und Band“ einzuladen, wo die gewöhnliche (wir sollten eigentlich meinen ungewöhnliche) Quantität Wein consumirt und nicht mehr als der gewöhnliche Betrag von Unsinn gesprochen worden war. Die Nacht oder vielmehr der Morgen war sehr lieblich, weßhalb mehrere der jungen Gäste und deren Gastgeber, anstatt sich zu Bett zu legen oder nach der Stadt zurückzukehren, eine Spazierfahrt auf der Themse machten.

Mehrere darunter waren in Eton erzogen wor-

den, daher mit dem Fluß genau vertraut und verstanden sich vollkommen auf's Rudern.

Während das Boot pfeilschnell an dem Garten von Woodbine Cottage vorbeischoß, zog eine lichte Flamme, welche die Atmosphäre erhellte, ihre Aufmerksamkeit auf sich.

„Landet!“ rief der junge Lord, der kluger Weise den Steuermann spielte. „Beim Himmel, das ist ein Brand!“

Seine Worte — wir wollen nicht sagen ernüchterten, weil dieß injuriös erscheinen könnte, — kühlten augenblicklich die erhitzten Köpfe ab. Einige kräftige Stöße brachten sie an's Ufer und mit lautem Geschrei, — denn sie bemerkten, daß die Bewohner des Hauses kein Lebenszeichen von sich gaben, — liefen sie über den freien Platz hin.

In diesem Augenblicke stand schon das ganze Haus in lichten Flammen.

Dieser Lärm wurde durch ein jammervolles Geschrei aus dem untern Theil des Gebäudes beantwortet. Man drang mit Gewalt ein und die Dienerin dadurch vom Tode befreit, der Jeden, welcher mit der Lokalität nicht bekannt war, unvermeidlich hatte erscheinen müssen.

Es war nämlich noch eine Thür vorhanden, die auf die Rückseite des Gartens ging, aus welcher sie selbst noch im letzten Augenblicke hätte entkommen können, — ein Umstand, welcher aber der Menschlichkeit und dem Muthe ihrer Retter nicht den mindesten Eintrag that.

„Befanden Sie sich allein im Hause?“ fragte Lord Arthur.

„Ist die Familie entkommen?“ riefen seine Begleiter.

Auf ihre wiederholten Fragen erfolgte aber keine Antwort.

Das Frauenzimmer war ohnmächtig geworden.

Trotz der Vorstellungen seiner Freunde kehrte ihr edelsinniger Gastwirth noch einmal in das brennende Haus zurück und muthig mit den Flammen kämpfend, drang er in jedes Gemach zur ebenen Erde. Nachdem er sich überzeugt hatte, daß Niemand sich daselbst befinde, stieg er in das obere Stockwerk hinauf und erblickte zu seinem Erstaunen ein reizendes junges Weib, das halb angekleidet in tiefem Schlafe auf dem Bette lag.

Unter andern Umständen wäre ihm dieß auffallend erschienen, aber die Gefahr war zu dringend, als daß er hätte überlegen oder zögern können. Er nahm die bewußtlose Gestalt auf seine Arme, trug sie die halbverbrannte, dem Einstürzen nahe Treppe hinab und brachte sie sicher in's Freie.

Ein Freudenschrei von Seiten seiner Freunde begrüßte sein Wiedererscheinen.

Unterdessen war die Dienerin wieder zu sich selbst gebracht worden und fing an mit der Wiederbelebung ihrer Herrin sich zu beschäftigen, welche, obgleich ohne durch die Flammen verletzt worden zu sein, nur langsam zum Bewußtsein gelangte.

Wie reizend! dachte ihr Erretter, während er sie betrachtete.

Ein lautes Krachen vom Dache des Häuschens wurde jetzt gehört.

„Das Kind!“ rief die Frau; „das Kind meiner Herrin!“

„Ich sah kein Kind!“ rief der Lord; „wo war es?“

„Im Bett neben ihr.“

„Nein.“

„Also in der Wiege. Retten Sie es! Um's Himmelswillen retten Sie es.“

Obgleich ohne Hoffnung auf Erfolg hätte der edelmüthige Mann zum drittenmal sein Leben daran gewagt, um das Kind seiner Mutter wieder geben zu können. Vergebens machten ihm seine Freunde Vorstellungen und hielten ihn zurück; aber eben als er sich von ihnen losmachte, stürzte das Dach unter furchtbarem Krachen zusammen.

Es war zu spät. Milly war allein gerettet worden.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Lord Arthur Stanton gehörte unter die seltenen Menschen, deren Seele die Natur den Adel in weit leserlicherer Schrift aufgedrückt hat, als es die Feder des Wappenamts auf königlichen Befehl je auf Pergament oder eine lange Liste von Namen zu thun vermochte, welche nur noch in der Erinnerung existiren.

Obgleich der Lord erst achtzehn Jahre gezählt hatte, als er in die diplomatische Laufbahn eingetreten war, so schrieb und sprach er doch nicht allein seine Muttersprache ganz correct, sondern war auch in den Klassikern bewandert und mit verschiedenen

modernen Sprachen völlig vertraut; er hatte mehr als einen unbestimmten Begriff davon, daß Mesopotamien ein Land sei, das östlich von Temple Bar liege, und er würde nie Algesiras — der moderne Name für diese Stadt — mit Algier in Afrika verwechselt haben, wie es schon von Candidaten zum Civildienst geschehen ist.

Man darf aber ja nicht glauben, daß seine Befähigung für diese Laufbahn entfernt den Grund für Lord Arthur's Anstellung darin abgegeben hätte. Dinge dieser Art waren in damaliger Zeit ebenso sehr eine Sache von politischem oder Privatinteresse, als heutzutage. Aber wir fragen, ob damals ein Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu finden gewesen sei, der bornirt oder cynisch genug gewesen wäre, den gesunden Menschenverstand der Nation dadurch zu beleidigen, indem er erklärte, daß seiner Ansicht nach ein richtiges Sprechen und die Kenntniß der Geographie mehr überflüssige als nothwendige Wissenschaften seien.

Manche darunter mögen vielleicht so gedacht haben, aber nur ein einziger hat die grenzenlose Dummheit begangen, es auszusprechen, um damit Das der Welt zu beweisen, was ein schwedischer Premierminister seinem Sohne im Vertrauen mittheilte, — daß zum Regieren außerordentlich wenig Verstand gehöre.

Obgleich Lord Arthur der Erbe eines alten Titels und großer Güter war, so war er doch verhältnißmäßig arm, indem sein Vater so tief in Schulden steckte, daß er seinem Sohne nur eine jährliche Rente aussetzen konnte; ein Umstand, der vielleicht die Ursache war, weßhalb dieser sich nicht vermählte. Un-

ähnlich dem Sir Aubrey Fairclough, verschmähte er es, seinen Namen und Rang auf Hymens Markt feil zu bieten. „Ich will warten," pflegte er zu sagen, wenn seine Freunde ihn über diesen Punkt verspotteten, „bis ich reich genug bin, mir eine Gattin auswählen zu können."

In Folge dieses Entschlusses war Lord Arthur im Alter von sechsunddreißig Jahren noch immer ein Junggeselle.

„Wohin können wir Ihre Herrin bringen?" fragte er, als Milly Zeichen des wiederkehrenden Lebens von sich gab.

„Das vermag ich Ihnen nicht zu sagen, Mylord, versetzte die Dienerin, welche seine Freunde ihn mit diesem Titel hatte benennen hören.

„Sind ihre Angehörigen in London?"

„Sie hat keine Angehörige, Mylord."

Viele hätten geglaubt, völlig genug gethan zu haben, nachdem sie ihr Leben daran gesetzt, das noch immer halb bewußtlose Mädchen aus den Flammen zu retten, und würden sich nicht weiter um sie bekümmert haben, sondern hätten das Uebrige dem Zufall oder der kalten Barmherzigkeit der Welt überlassen. Anders verhielt es sich aber mit ihrem Erretter, dessen Menschlichkeit von besserem Gepräge war; er beschloß sogleich, dem hilflosen Wesen, das der Zufall oder die Vorsehung unter seinen Schutz gestellt hatte, auch noch ferneren Beistand zu leisten. Es fiel ihm ein, daß ein achtungswürdiges Frauenzimmer Namens Page, die früher Haushälterin in Dalville Castle, seines Vaters Hauptwohnsitz gewesen war, in der Nähe von Richmond wohne, deßhalb be-

schloß er, Milly dahin zu bringen und sie vorerst wenigstens der Pflege derselben zu übergeben.

Er hätte ebenso edelmüthig gehandelt, wenn sie alt und runzelig anstatt jung und schön gewesen wäre.

Unterdessen hatte sich der freie Platz mit müßigen Gaffern angefüllt, welche das Feuer angelockt hatte. Da sie zu spät gekommen waren, um dessen Fortschritt zu hindern, denn das Haus war jetzt nicht weiter mehr als ein rauchender Trümmerhaufen, so blieben sie aus Neugierde da. Vermittelst einer Nachfrage unter ihnen erlangte Lord Arthur endlich die Adresse der Mrs. Page, und nachdem ein Wagen zur Stelle geschafft worden war, setzte er Milly und deren Dienerin hinein, die jetzt wieder gänzlich zum Bewußtsein gelangt zu sein schien, und fuhr selbst mit nach dem Häuschen der Haushälterin, das glücklicher Weise in einer der Vorstädte von London sich befand.

Es dauerte geraume Zeit, bis er der alten Frau begreiflich machen konnte, wer er sei und was für eine Ursache ihn zu ihr führe; sobald sie aber über den ersten Punkt im Reinen war, war alles Uebrige von untergeordneter Wichtigkeit. Die alte Frau fühlte sich überglücklich, dem Sohn ihrer früheren Herrin einen Dienst leisten zu können. Sie sah auch in der That Lord Arthur mehr als den Earl, seinen Vater, als den Veranlasser an, durch welchen sie die kleine Pension erhalten hatte, womit sie ihr Leben fristete.

Mrs. Page überließ augenblicklich ihr eigenes Bett der Leidenden und gab dem Lord Anleitung, wo ärztlicher Beistand zu finden wäre.

Der Zustand seiner Patientin setzte den Aesculap von Richmond einigermaßen in Verlegenheit. Die

Diagnose ihrer Krankheit — wenn es sich überhaupt um eine Krankheit handelte — widersprach allen seinen Erfahrungen; es waren keine fieberische Symptome vorhanden — ihr Puls schlug so ruhig, wie der eines Kindes und doch grenzte ihre Schwäche beinahe an Unempfindlichkeit. Er war fast geneigt zu glauben, sie habe Gift bekommen; Schrecken allein konnte sie nicht in einen solchen Zustand versetzt haben. Es war Leben ohne Bewußtsein, — ein Wachen ohne Erinnerung.

Glücklicher Weise war der Arzt ein ehrlicher Mann. Anstatt gelehrten Unsinn über den Fall zu sprechen, um dahinter seine Verlegenheit zu verbergen, gestand er offen seine Zweifel ein, die Patientin richtig behandeln zu können und schlug vor, einen Herrn zum Beistand herbeizurufen, der in der Nachbarschaft wohne und eine weit größere Geschicklichkeit und Erfahrung besitze, als er sich zutraue.

„Jede Hilfe, lieber Herr, die Sie für nöthig erachten, ist mir recht," rief der Lord aus, überrascht von der Offenherzigkeit des Arztes. „Schicken Sie sogleich nach Ihrem Freund."

Der Doctor zögerte, wie wenn er wünschte, zuvor noch eine weitere Erläuterung zu geben.

„Es versteht sich, daß ich alle Kosten trage," sagte Milly's Lebensretter.

„Darum handelt es sich nicht," versetzte der Doctor leicht erröthend, „aber Mr. Lacy ist so viel ich weiß, kein Mitglied meines Standes, auch prakticirt er nicht im eigentlichen Sinn des Wortes. Er widmet seine Dienste nur den Armen, die allen Grund

haben, den Tag zu segnen, an welchem er seinen Wohnsitz unter uns aufgeschlagen hat."

„Sie sagen aber, daß Sie von seiner Geschicklichkeit überzeugt seien."

„Ich setze das unbegrenzteste Vertrauen in dieselbe und würde mein Leben lieber in seine Hand als in die Gesammtweisheit des halben Collegiums geben," antwortete der Doctor. „Diese Bemerkung," fuhr er lächelnd fort, „wünschte ich aber nur unter uns gemacht zu haben."

Da für jetzt kein dringender Grund vorhanden ist, die Motive zu erklären, welche Herbert Lacy bestimmt hatten, Rockingham Hall zu verlassen und den Glauben zu verbreiten, als habe er sich auf Reisen in's Ausland begeben, so müssen wir unsere Leser bitten, ihre Neugierde zu zügeln, indem wir diesen blos bemerken, daß er, anstatt den Continent zu besuchen, ein großes, einsam gelegenes Haus in der Nähe von Richmond gemiethet hatte, in welches er sich nur in Begleitung des Knaben, Jem Sparks und des Kindes, das so merkwürdiger Weise lebend aus dem Grabe errettet worden war, zurückgezogen hatte.

Bei der Ankunft in ihrem neuen Wohnorte fanden sie dort drei ältere, respektabel aussehende Dienerinnen und eine Dame vor, die von nun an die Leitung des Hauswesens übernahm. Herbert Lacy nannte diese seine Schwester und sprach auch nie anders als in dieser Bezeichnung von ihr.

Es war dieß eine glückliche Veränderung für Jem, oder James, wie sein Beschützer ihn jetzt nannte und brachte einen heilsamen Eindruck auf dessen Gemüth hervor. Er wurde dadurch außer alle Berührung

mit Denen gebracht, die ihn wegen seiner niedrigen Abkunft verhöhnten, ihn einen Armenhausknaben nannten und sein von Natur ohnedieß schon sehr reizbares Gefühl aufstachelten. Zu seiner Genugthuung müssen wir anführen, daß er die Sorgfalt verdiente, welche sein Wohlthäter auf seine Erziehung verwandte. Es war ganz merkwürdig, wie gierig er darauf aus war, sich Kenntnisse zu erwerben; und zwar nicht allein um einen bloßen Wunsch, eine Vorliebe dafür, sondern um einen brennenden Durst zu befriedigen, der ihn verzehrte. Vom Morgen an bis spät in die Nacht saß er geduldig hinter seinen Büchern oder war er in wissenschaftlichen Forschungen vertieft und häufig überraschte er seinen Lehrer nicht nur durch die Kühnheit und Originalität seiner Ansichten, sondern auch durch die Beweise, mit denen er sie vertheidigte.

Das einzige Wesen, mit Ausnahme des Doctor Lacy, welches ihn von seinen gelehrten Studien abziehen konnte, war die kleine Annie. Er zeigte nie die mindeste Ungeduld, wenn sie in sein Arbeitszimmer hereingelaufen kam und darauf bestehen blieb, daß er mit ihr im Garten spielen, eines ihrer Spielzeuge ausbessern oder ihr in ihrem Unterricht nachhelfen solle, sondern willfahrte augenblicklich ihrer Laune.

Es war klar, daß er das reizende Kind vergötterte, das eine solche Herrschaft über sein Herz gewonnen hatte, wahrscheinlich wohl deßhalb, weil dasselbe ihn zuerst gelehrt hatte, daß es das eines Menschen sei.

Annie's Liebe für ihren Retter, — obgleich sie nicht wußte, zu wie großem Dank sie ihm verpflichtet

sei — war ebenso aufrichtig. Das kleine Geschöpf schlich sich zuweilen unbemerkt in sein Studirzimmer, schlang die Arme um seinen Nacken und gab ihm einen Kuß, damit er seine Bücher bei Seite werfen möge.

Der Knabe war so sehr ihr Sclave, daß er den Muth gefunden hätte, dieselben zu verbrennen, wenn sie es verlangt hätte.

Miß Lacy sah in der zwischen beiden bestehenden innigen Anhänglichkeit nichts Gutes für die Zukunft voraus und prophezeihte öfters ihrem Bruder, daß dieß zum Unglück seines Schützlings ausfallen werde.

„James ist ja noch ein Knabe," versetzte der Doctor darauf; „Du ängstigst Dich ganz unnöthiger Weise."

Er übersah, daß sein Zögling nahezu siebenzehn Jahre alt war und daß die Jugend der Frühling der Zukunft ist. An einen Nachtheil für Annie dabei zu denken, wäre mehr als lächerlich gewesen, denn der Unterschied ihres Alters betrug mehr als zehn Jahre.

Es war für einen Mann von so wohlwollendem Charakter wie Herbert Lacy ihn besaß, rein unmöglich, unthätig zu bleiben. In Richmond wie in Rockingham Hall waren daher seine Dienste den Armen gewidmet. Der glückliche Erfolg, mit welchem er ein paar Fälle behandelt, welche der Geschicklichkeit des Doctor Burt, Milly's Arzt, gespottet hatten, brachten diesen zuerst mit diesem Herrn in Berührung und aus der oberflächlichen Bekanntschaft entwickelte sich nach und nach eine Art von Freundschaftsverhältniß.

Ohne das mindeste Zögern willigte daher Doctor Lacy ein, die Patientin zu besuchen.

Als er in das Zimmer trat, erkannte er augenblicklich Milly, und er fragte sich im Stillen, was für ein Zufall die Zigeunerin von ihrem Stamm und ihren Angehörigen getrennt haben mochte.

„Diejenigen, welche ihr Gift beigebracht haben," bemerkte er, nachdem er sachte ihre halbgeschlossenen Augenlieder geöffnet und ihren Puls befühlt hatte, „waren sehr geschickt in Anwendung ihres schändlichen Mittels. Es ist keine Gefahr für ihr Leben, wohl aber für ihre Erinnerungskraft vorhanden."

„Sie glauben also, daß sie vergiftet worden ist?" fragte der Arzt.

Herbert Lacy nickte bejahend.

„Ich war Anfangs auch dieser Ansicht," fuhr Doctor Burt fort, „bis ich die Symptome so widersprechend fand. Der Puls ist weder fieberhaft noch träge, sondern regelmäßig wie bei einem Kinde."

„Die Zigeuner sind ein schlaues Geschlecht," versetzte sein Freund.

„Sie glauben also, daß diese es gethan haben?"

„Das Mittel mußte wenigstens von denselben hergestellt worden sein," antwortete Mr. Lacy, „denn die Zubereitung des Giftes ist ein Geheimniß, das nur den Rumänen bekannt ist, und zwar nicht einmal allen Mitgliedern des Stammes, sondern nur ihren Häuptern, die es mit eifersüchtiger Sorgfalt bewahren. Die Hand, welche es beigebracht hat," fügte er hinzu, „ist wieder etwas Anderes."

Milly's Dienerin, welche in der Nähe des Bettes saß, murmelte etwas gegen Mrs. Page von Zubereitung eines Getränks für ihre Herrin und verließ eilend das Zimmer.

Nachdem Herbert Lacy dem Doctor Burt die Behandlungsweise, die er für räthlich hielt, auseinandergesetzt hatte, ging er mit ihm in das kleine Sprechzimmer hinunter, wo auch Arthur ungeduldig auf den ärztlichen Ausspruch wartete, fest entschlossen, im Fall dieser ungünstig lauten sollte, augenblicklich nach London nach einem der ausgezeichnetsten Mitglieder der Fakultät zu schicken.

„Es ist dieß unnöthig, ganz unnöthig, Mylord," versetzte der Arzt, dem er seine Absicht zu erkennen gab. „Mein Freund hier versteht den Fall vollkommen, der, obgleich ungewöhnlich, keineswegs gefährlich ist. Die Dame ist vergiftet."

„Beim Himmel, das vermuthete ich!" rief der Lord von seinem Stuhle aufspringend. „Ihre gänzliche Bewußtlosigkeit von allem dem, was um sie herum gesprochen oder gethan wird, ist dadurch erklärt. Was kann aber der Grund davon gewesen sein? Ich fürchte, daß wir einem gräßlichen Verbrechen auf der Spur sind."

Die beiden Herrn wiederholten dieses Wort.

„Einem Mord," fuhr Milly's Retter fort, „einem dreifachen Mord, von welchem ich glücklicher Weise die Mutter und die Dienerin rettete, wobei das Kind umkam."

Mit wenigen Worten erklärte er die Umstände, unter welchen es ihm gelungen war, die Patientin und deren Dienerin den Flammen zu entreißen.

„Die Dienerin konnte also unter diesen Verhältnissen wohl nicht das Werkzeug gewesen sein?" bemerkte Herbert Lacy nachdenklich.

„Gewiß nicht," sagte Lord Arthur. „Einige Mi-

nuten später und sie hätte mit ihrer Herrin zu Grund gehen müssen."

Unmittelbar nachdem die Frau, welche an der Zimmerthüre gelauscht, diese Ansicht aussprechen gehört hatte, schlich sie wieder vorsichtig in die Küche zurück. Es lag ein selbstzufriedenes Lächeln auf ihrem Gesichte, als sie sich anschickte den kühlenden Trank zu bereiten.

Nach wenigen Stunden war, Dank dem von Herbert Lacy vorgeschriebenen Mitteln, die Wirkung des Giftes beseitigt, und Milly, obgleich noch schwach und hilflos, hatte wieder ihr vollkommenes Bewußtsein erlangt. Ihr erster Ruf galt ihrem Kinde.

Miß Lacy, welche pflegend an ihrem Bette saß, antwortete ihr darauf nur mit Thränen. Der Arzt und ihr Bruder hielten es für das Beste, daß die Patientin sogleich ihr Unglück in seinem ganzen Umfange erfahren solle, und auf deren Verlangen übernahm die wohlmeinende Frau den peinlichen Auftrag.

Vermöge ihres sanften Wesens und ihrer Theilnahme an allen Leidenden hätte man nicht leicht Jemand Geeigneters finden können, eine Mittheilung über etwas zu machen, was ein Mutterherz durchbohren mußte.

„Das ist nicht meine Wohnung," sagte die Kranke, wild im Zimmer um sich blickend.

„Nur für den Augenblick," antwortete Miß Lacy. „Ich bitte Sie, ruhig zu sein!"

„Wo bin ich denn?"

„Bei Freunden — bei theilnehmenden Freunden, — die Ihren ganzen Schmerz mitfühlen."

Milly blickte der Dame in's Gesicht und sah, daß

Thränen über deren Wangen träufelten. Sie streckte ihre Hand aus und berührte dieselben sanft, wie wenn sie sich hätte überzeugen wollen, daß sie wirklich vorhanden seien.

„Ja! ja!“ murmelte sie; „ich befinde mich bei Freunden! Aber mein Kind? Sie sehen wohlwollend und gut aus, — Sie sind vielleicht Mutter und verstehen daher die Angst einer Mutter, — die Qual der Ungewißheit, — die Furcht des Zweifels, wie sehr dieß alles foltert und die Kräfte verzehrt. Mein Kind! wo ist mein Kind?“

„Bei Gott!“ rief Miß Lacy, indem sie auf die Knie sank und Milly's Hände in die ihrigen faßte. „Beten Sie, beten Sie, um sprechen zu können: Sein Wille geschehe!“

Welche Worte vermögen den durchdringenden Schrei des Schmerzes zu beschreiben, der den Lippen der beraubten Mutter entfloh oder deren Seufzer und Thränen zu verdeutlichen? Der Erstgeborene ihrer Liebe, — das unschuldige Wesen, dessen Lächeln sie mit ihrem Dasein versöhnt hatte, — ihr jetziger Trost und ihre zukünftige Stütze, — war ihr entrissen worden; war das Opfer eines Schicksals geworden, das zu gräßlich war, als daß die Vernunft es fassen konnte, ohne unerschüttert dabei zu bleiben.

Wir müssen über den Schmerz dieser traurigen Stunde stillschweigend weggehen, denn wir vermöchten doch nur theilweise deren Schleier zu lüften.

Es dauerte lange — sehr lange — ehe Milly dem an ihrer Seite knieenden Engel der Barmherzigkeit und des Trostes die Worte nachzusprechen vermochte: „Sein Wille geschehe.“

Drei Tage nach dem Brande fand sich Hanway, der vertraute Kammerdiener Sir Aubrey's, bei Milly mit einem Briefe von seinem Herrn ein, in welchem der Baronet nach einigen kalten — weil erzwungenen — Ausdrücken des Bedauerns über den Tod seines Sohnes, sein Opfer benachrichtigte, daß er auf dem Punkte stehe, England auf mehrere Jahre zu verlassen, um seine zerrütteten Vermögensumstände wieder herzustellen. Eingeschlossen war eine Banknote von zweihundert Pfund mit der Notiz, daß sie jedes Jahr bis zu seiner Rückkehr die gleiche Summe erhalten werde.

Miß Lacy, die anwesend war, als Milly diese herzlose Mittheilung empfing, beobachtete diese scharf, während sie das Schreiben durchlas.

Sie errieth wahrscheinlich, woher es kam.

Ein verächtliches Lächeln spielte um die Lippen der noch immer schönen Zigeunerin, als sie es ihrer Wohlthäterin darreichte.

„Herzlos!" rief die Dame, nachdem sie es gelesen hatte. „Sie werden wohl nicht darauf antworten?"

„Doch."

Auf Miß Lacy's Gesicht drückte sich Enttäuschung aus.

„Brieflich?"

„Nein. Es fehlt mir an Kraft zum Schreiben," versetzte Milly; „meine Worte würden das Papier beflecken. Durch seinen Boten — durch seinen Boten."

Mit Beihilfe der Mrs. Page und der Dienerin wurde sie aus dem Bett auf einen Armstuhl in der Nähe des Fensters gebracht. Eine tödtliche Bläße

überflog ihr Gesicht, als sie die Fußtritte Hanway's auf der Treppe hörte. Die Bewohnerin des Häuschens bemerkte diese Veränderung, füllte ein Glas mit Wein und hielt es an ihren Mund.

„Nein," sagte Milly schaudernd, — „nein, Verachtung wird mir Kraft verleihen!"

Unmittelbar darauf trat der Kammerdiener in das Zimmer. Dieser Mensch hatte den größern Theil seines Lebens in vornehmem Dienste zugebracht und ohne Zweifel in dieser langen Reihe von Jahren manchen schmerzlichen Auftritt mit angesehen, dennoch entsetzte selbst er sich über die Verheerungen, welche der Schmerz im Aeußern der Patientin angerichtet hatte, deren schwarze, große Augen in unnatürlichem Glanze leuchteten, während sie dieselben auf ihn gerichtet hielt.

Nicht ein Wort wurde gesprochen und Hanway fing an in Verlegenheit zu gerathen. Vorwürfe über die Rolle, die er und seine Frau übernommen hatten, wären für ihn eher eine Erleichterung gewesen, als dieß, — denn daran war er gewohnt; — aber dieses Stillschweigen, das beredter war als Worte oder eine Fluth von Jammer und Leidenschaft, das war es was ihm seinen Gleichmuth raubte.

Mit einer Kraft, welche wenige Minuten zuvor niemand Milly Moyne zugetraut hätte, erhob sie sich von ihrem Sitze, nahm eine der Banknoten nach der andern, zerriß sie in Fetzen, und trat mit den Füßen darauf.

Dieß war ihre Antwort an ihren Verderber.

Nachdem die letzte Note vernichtet war, deutete sie finster nach der Thüre. Hanway's Geistesgegen-

wart — selbst seine Unverschämtheit — verließ ihn vor dem königlichen Benehmen der armen Zigeunerin, welche ihr Muth aufrecht hielt, bis er aus dem Gehörkreise entfernt war, und dann, gleich der zu stark gespannten Saite einer zarten Laute, plötzlich zusammenbrach.

„Auf edle Weise geantwortet!“ sagte Miß Lacy mit einer Wärme des Gefühls, die ihrem Herzen alle Ehre machte. „Verzeihen Sie mir, daß ich an Ihnen gezweifelt habe.“

Als dieser soeben beschriebene Auftritt Lord Arthur Stanton, der noch immer täglich zum Besuch kam, mitgetheilt wurde, machte dieß einen mächtigen Eindruck auf ihn. Er besaß gerade das Herz und das Gemüth die Handlung in ihrem ganzen Umfange zu würdigen.

„Armes Geschöpf,“ murmelte er. „Warum bewachte Dein Schutzengel Dich nicht immer?“

Die Abreise des Sir Aubrey und der Lady Fairclough nach dem Kontinent erinnerte John Compton natürlicherweise an Milly, und in seiner wohlwollenden Denkweise beschloß er sogleich sich zu überzeugen, was aus ihr geworden sei. Von der Zerstörung von Woodbine Cottage und dem Tod ihres Kindes hatte er nichts vernommen; es wäre auch merkwürdig gewesen, wenn er davon gehört hätte, denn der wackere Mäkler las selten etwas Anderes als die Cityartikel in irgend einer der Zeitungen. Sein Erstaunen war daher sehr groß, als er bei seiner Ankunft in Richmond erfuhr, was sich zugetragen hatte; seine ganze Theilnahme ward dadurch erweckt

und er eilte nach dem bescheidenen Häuschen der Mrs. Page, um daselbst seinen Beistand anzubieten.

„Sie müssen mit Denjenigen sprechen, die sich ihrer angenommen haben," sagte die Frau in Erwiderung auf seine Nachfragen, „ehe ich Ihnen gestatten kann, meine Miethbewohnerin zu sehen."

Diese Vorsicht von Seiten der alten Haushälterin machte ihn mit Lord Arthur und dem Arzte bekannt.

„Der herzlose Schurke!" rief er aus, als er von dem letztern die Art erfuhr, in welcher der Betrüger sein Opfer verlassen hatte.

„Herzlos!" wiederholte der Lord bitter. „Sie werden Wenige finden, wie ich fürchte, welche Ihre Ansicht theilen. Die Welt — die freisinnig denkende, nachsichtsvolle Welt wird glauben, der Gentleman habe höchst freigebig gehandelt, indem er seiner verstoßenen Geliebten zweihundert Pfund jährlich angeboten."

„Milly war nicht seine Geliebte," bemerkte John Compton mit Wärme.

„Was war sie denn?"

„Das Opfer einer vorgeblichen Vermählung," antwortete der Mäkler. „Die Erfindung war höchst plump, werden Sie sagen, — so alt wie der Roman und greifbar wie die Schmeichelei; eine Intrigue, durch welche kein Mädchen von gesundem Verstand sich täuschen läßt. Die Sache ist deßhalb aber nichtsdestoweniger wahr. Die arme Betrogene war nichts weiter als ein Kind, ohne Erfahrung, die sie hätte leiten können, und ohne den heiligen Einfluß einer Heimath und von Eltern, die sie beschützt hätten, — ein schlichtes, unschuldiges Geschöpf, das wild aufwuchs in

Wäldern und auf Triften, wo ihr Stamm seine Zelte aufschlug, weßhalb sie auch nicht mit dem Maßstabe der übrigen Welt gemessen werden darf."

„So ist sie also eine Zigeunerin," sagte Doctor Burt. „Mein Freund Lacy ließ einen derartigen Wink fallen, ich wollte aber nicht recht daran glauben."

„Ich danke Ihnen, Herr!" rief Lord Arthur, John Compton herzlich die Hand drückend.

„Sie danken mir, für was?"

„Für den Muth, daß Sie eine Ansicht ausgesprochen, über welche die Welt Sie verspotten würde."

„Die Welt!" murmelte der Mäkler, „was hat die Welt mit dem schlichten Menschenverstand oder der ehrlichen Wahrheit zu schaffen?"

„Allerdings! Sie haben Recht!"

Was Anfangs blos eine Handlung des Wohlwollens von Seite der Miß Lacy war, wurde bald Gegenstand ihrer Neigung; die Leiden der armen, verlassenen Zigeunerin erweckten ihre Theilnahme und sobald Milly's Kräfte es gestatteten, ließ sie dieselbe aus dem Häuschen der Mrs. Page nach ihrer eigenen Wohnung bringen, wo sie sie mit fast mütterlicher Sorgfalt pflegte. Es vergingen mehrere Wochen, während welchen Lord Arthur und John Compton fortwährend zum Besuch kamen.

Einmal hatte ihr Lebensretter die interessante Kranke überredet, seinen Arm anzunehmen und mit ihm aus dem Besuchszimmer einen Spaziergang in den Garten zu machen; es war das erstemal, daß sie sich in die freie Luft wagte.

„Der Lord ist sehr aufmerksam," bemerkte der

würdige Kaufmann; „man sollte fast meinen, er sei in sie verliebt."

„Wie ungereimt; entschuldigen Sie dieses Wort," sagte Doctor Burt.

„Ganz unwahrscheinlich," rief Herbert Lacy aus.

„Was war dann aber der Grund, weßhalb der Lord uns ersuchte, seinen Rang vor Milly geheim zu halten?" fragte John Compton, der unter andern Eigenheiten auch die besaß, sehr hartnäckig auf seiner Meinung zu beharren.

„Ich vermag Ihnen diese Frage nicht zu beantworten," versetzte Herbert Lacy; „aber verlassen Sie sich darauf, lieber Herr, daß seine Handlungsweise mit Liebe nichts gemein hat."

Seine Schwester machte keine Bemerkung, weil sie entweder das Gespräch nicht gehört, oder ihre Gründe hatte, stille zu schweigen.

Dreißigstes Kapitel.

Wir bedauern den Menschen, dessen Herz nicht lebhafter schlägt, wenn er von dem Gipfel eines der schneebedeckten Alpenpässe zum erstenmal in die herrlichen Ebenen Italiens hinabblickt, in welcher die Lombardei, theilweise von den rauhen Appeninnen durchschnitten und eingefaßt, gleich einem reichen Garten zu seinen Füßen liegt, besäet mit Städten die so reich sind an historischen Erinnerungen und so viele Denkmäler der Kunst, Wissenschaft und Civilisation in sich

schließen, an welche sich Florenz, Rom, Neapel und deren ältere Schwestern anreihen, deren hetruskische Monumente ihre frühern Einwohner mit dem vergleichsweise modernen Zeitalter in Zusammenhang und Verbindung bringen.

Italien ist das Thema, bei welchem wir nicht zu verweilen wagen, weil wir sonst der Versuchung nicht widerstehen könnten, der Eindrücke unserer Jugend, und Empfindungen uns zu erinnern, die wir hegten, als Herz und Geist noch frisch waren, die Welt ihre Maske vor uns noch nicht hatte fallen lassen und ehe die rauhe Wirklichkeit uns in's Gesicht gestarrt hatte.

Wir waren seiner Zeit auch Träumer gewesen und gestehen dieß; vielleicht haben wir diese Schwäche noch nicht ganz abgestreift, wollen aber deßhalb doch unsere Leser nicht durch sentimentale Phrasen langweilen.

Auf dem Gipfel des Splügen stand Major Henderson mit seinen beiden Zöglingen in Betrachtung der Scenerie vor ihnen versunken. Keiner der beiden jungen Leute sprach etwas, denn es gibt Gemüthsbewegungen, die für Worte oder Thränen zu tief sind.

„Ist dieß das Land von Sclaven?" murmelte Oliver, der zuerst das Stillschweigen brach.

„Seine Schönheit hat seine Ketten geschmiedet," rief der Major. „Diese hat schon in den ältesten Zeiten den Eroberer angezogen."

„Armes Italien!" seufzte unser Held, dessen Herz voll Bitterkeit über die Leiden, welche Alfred Belgioso — ein adeliger Jüngling aus Mailand, der aus seinem Vaterhause und Heimathlande entflohen war,

um dem ihm drohenden Gefängniß zu entgehen — während seiner kurzen Bekanntschaft mit ihm in Zürich so beredt beschrieben hatte. „Es muß eines Tages frei werden," fügte er hinzu. „Ich glaube nicht an das Ausarten einer Nation."

„Ich auch nicht," sagte Philipp, der seine Begeisterung vollkommen theilte.

Glücklicherweise war Peter Marl nicht anwesend; derselbe war am Eingange in die Via Mala bei dem Wagen zurückgelassen worden, während der Major und die beiden jungen Leute den Weg über den Berg zu Fuß zurücklegten, sonst würde sicher der alte Soldat diesen Gefühlen eine andere Richtung gegeben haben, indem er nicht unterlassen hätte, seine Ansichten über die „Musjös" auszukramen, wie er alle Ausländer bezeichnete.

Ihr Mentor lächelte; vielleicht tauchte die Erinnerung an seine eigene Jugendempfindungen in ihm auf.

„Wartet erst," sprach er, „bis ihr die Bevölkerung kennen gelernt und studirt habt. Der Fluch des vor uns liegenden Landes ist dessen Fruchtbarkeit."

Seine Zuhörer blickten ihn mit einer Miene an, als wenn sie die Richtigkeit seiner Ansicht bezweifelten.

„Die Erfahrung beweist dieß," fuhr er fort, „und das Land, durch das wir soeben gekommen sind, ist ein Beleg dafür."

Dem Volk, welches einen rauhen Boden bebaut, fehlt es selten an Muth und Kraft, ihn zu vertheidigen.

Unterdessen waren die Reisenden von Peter Marl mit dem Wagen eingeholt worden. Der alte Soldat

stieg ab und schloß sich ihnen an. Sie hatten fast noch eine Meile weit zu gehen bis an den östreichischen Posten, wo die Pässe vorzuweisen waren und das Gepäck untersucht werden sollte.

Eine Wendung auf der sich windenden Straße führte die Reisenden auf den höchsten Punkt des Abhangs, von welchem aus man Chiavenna überblicken kann. Wer den Paß des Splügen nicht kennt, ist leicht versucht zu glauben, man könne von hier aus einen Stein in die malerisch gelegene kleine Stadt hinabwerfen, welche, in die umherliegenden Haine von Olivenbäumen und Weinbergen gebettet, gleichsam unter den Füßen zu liegen scheint und doch noch zwölf Meilen entfernt ist.

Laute Rufe um Beistand lenkten ihre Aufmerksamkeit von der vor ihnen liegenden Scenerie ab.

Wenige Schritte von ihnen lag eine Berline, die gegen die Bergwand umgestürzt war; die erschreckten Pferde schlugen aus und bäumten sich, indem ihre Angst noch durch das Geschrei einer französischen Kammerjungfer und die Flüche der Postillon vermehrt wurde, welche, wie es gewöhnlich der Fall ist, alle Geistesgegenwart verloren zu haben schienen.

Ohne einen Augenblick sich zu besinnen, eilten sie zur Stelle. Peter Marl faßte das nächste Pferd beim Kopfe und trotz des Widerstrebens des wüthenden Thieres drückte er es rückwärts zu Boden.

„Bravo!“ rief der Major, die Vorläufer bändigend.

Oliver und Philipp hatten die Thüre des beschädigten Wagens aufgerissen und halfen den Darin-

sitzenden aussteigen. Die erste Person die zum Vorschein kam, war eine noch immer schöne obgleich viel ältere Dame als ihr Begleiter — ein bleicher, intelligent aussehender Mann von etwa dreiundzwanzig Jahren.

Vielleicht mochte er etwas mehr zählen — vielleicht auch etwas weniger — er sah aus wie ein Mensch

„Vom Denken müde, das Herz von Sorgen schwer."

Die Aufregung des jungen Mannes schien sehr groß zu sein. Nichtsdestoweniger suchte er mit der zärtlichsten Sorgfalt die beängstigte Dame zu beruhigen, welche halb ohnmächtig in seinen Armen lag.

„Ich bin unverletzt, Louis," murmelte sie endlich, „vergib mir meine thörichte Schwäche, — ich bin selbst ohne einen Riß oder eine Schramme davon gekommen."

„Dem Himmel sei Dank!"

„Nur für Dich zitterte ich."

Ein eigenthümliches Lächeln flog einen Augenblick über das Gesicht des jungen Mannes, als er seine Hand erhob und nach dem Himmel deutete.

Man hätte glauben sollen, er bezwecke durch diese Action ihre Aufmerksamkeit auf irgend einen eingebildeten Stern zu lenken.

Mit jener ausgesuchten Anmuth, welche nur aus dem Herzen kommen kann, dankte die Dame ihren Rettern für den so sehr zur rechten Zeit geleisteten Beistand, der ihr und ihrem Sohne zu Theil geworden war. Dieß erweckte diesen aus seinem Zustande der Zerstreuung, in welchen er plötzlich gefallen zu

sein schien, und er stellte seine Mutter als Frau von St. Leu vor.

„Wie Sie selbst," fuhr er fort, „befinden wir uns auf dem Wege nach Italien. Aber dieser unglückliche Vorfall —"

„Soll Ihre Reise nicht aufhalten," versetzte der Major, der sich dunkel erinnerte, diesen Namen schon gehört zu haben; „mein Wagen ist ganz nahe zur Hand und steht ganz zu Ihrer Verfügung."

Mutter und Sohn wechselten Blicke, als wenn sie sich gegenseitig befragen wollten.

„Der Herr bietet ihn so bereitwillig an," bemerkte die erstere.

„Sie sind Engländer," sagte ihr Begleiter etwas barsch.

„Ja."

„Dann können wir —"

„Louis!" unterbrach ihn die Dame im Tone des leichten Vorwurfes.

„Ihr Anerbieten annehmen," fügte der Sohn bei, mit der Miene eines Mannes, der eine Gefälligkeit erwies und nicht eine annahm.

Unterdessen hatte der Wagen des Major Henderson den Schauplatz des Auftritts erreicht und die Bagage der Frau von St. Leu, sowie deren Sohn, war von dem verunglückten Gefährt — das offenbar gemiethet war — herabgeschafft worden, worauf die Reisenden ihren Weg fortsetzten.

Peter Marl war die einzige Person, der diese Vermehrung der Gesellschaft nicht recht war. Er liebte weder das Geplauder der französischen Kammerjungfer noch das Stillschweigen des Kammer-

dieners, welche das zerbrochene Gefährt mit ihm theilten.

„Daraus entsteht nichts Gutes," murmelte er in sich hinein. „Es ist aber auch von diesen Musjös gar nichts Anderes zu erwarten. Da ich aber nicht Oberbefehlshaber bin, so wasche ich meine Hände in Unschuld."

An der Grenze wurden die Pässe streng geprüft und das Gepäck scharf durchsucht.

Da Alles sich in Ordnung fand, durften sie passiren und so gelangten sie in wenigen Stunden nach Chiavenna, wo der Major die Nacht zuzubringen beschlossen hatte. Seinen neuen Bekannten schien aber so viel daran gelegen zu sein, weiter zu kommen, daß er seinen Plan änderte, frische Pferde bestellte und die Reise nach Riva, ein malerisch an den Ufern des See's vom Como gelegenes Städtchen, fortsetzte.

Nach einem gemeinschaftlich eingenommenen Mittagsmahle zogen sich Frau von St. Leu und deren Sohn zur Ruhe zurück.

„Ich bin eine Bettlerin selbst in meinen Dankesbezeugungen," rief die Dame in Anerkennung der Gefälligkeiten ihrer neuen Freunde. „Sie wissen gar nicht, was für einen wichtigen Dienst Sie mir geleistet haben."

Ein Blick Louis' that ihr Einhalt.

„Gute Nacht!" fügte die Dame mit einem Seufzer bei, als wenn sie es fühlte, wie hart es sei, sich selbst des Vergnügens ihren Dank aussprechen zu dürfen, beraubt zu sehen.

Major Henderson und dessen junge Gefährten waren höchlich erstaunt, als ihnen der Wirth am flo-

genden Morgen mittheilte, daß ihre Reisegesellschafter bereits sein Haus verlassen hätten.

Madame und ihr Sohn hatten, wie es schien, das raschefte Boot gemiethet und sich vor Tagesanbruch über den See eingeschifft.

„Wie sonderbar!“ rief Oliver. „Was hatten sie wohl für einen Grund dafür?“

Keinen guten, dachte Peter Marl, gerade, wie ich es erwartete.

„Haben sie keinen Auftrag, keinen Brief zurückgelassen?“ fragte Philipp.

„Keines von beiden,“ antwortete der Herr des Hotels.

Dieß erwies sich aber als ein Irrthum, denn bald hernach erschien ein Kind im Zimmer, das dem Major ein Billet überbrachte, der dessen Siegel mit ganz ungewöhnlichem Gefühl der Neugierde erbrach.

Es lautete folgendermaßen:

„Klagen Sie weder meine Mutter noch mich wegen unseres uncermoniösen Abschiednehmens der Undankbarkeit an. Unsere Gegenwart hätte Ihnen Verlegenheiten bereiten können. Einem Manne wie Sie, der so genau mit dem Zustand der politischen Zustände Italiens bekannt ist, wie wir selbst, wird es an einem Schlüssel zu unsern Beweggründen nicht fehlen.“.

Das Billet war unterzeichnet: „L. N.“

„Louis Napoleon!“ sagte Major Henderson. „Es kann Niemand anderes sein. Wie konnte ich auch nur so ungeschickt sein, mich nicht zu erinnern, daß Ludwig der achtzehnte auf den Wunsch seines Alliir-

ten, des Kaisers Alexander, Hortensa zur Herzogin von St. Leu ernannte. Jetzt begreife ich alles."

Oliver und Philipp hörten mit Erstaunen diese Aufklärung an. Es war etwas für Jünglinge von ihrem Temperament und ihrer glühenden Einbildungskraft, den Neffen des Kaisers gesehen und gesprochen zu haben, und so folgten ihre Fragen rasch auf einander.

Italien war damals in Gährung. Die Gemüther der Menschen waren gleich dem Boden des Landes vulkanisch und wie dieser jeden Augenblick bereit in offenen Aufruhr auszubrechen. Den Bewohnern war zugeflüstert worden, daß sie eines Tages frei gewesen seien. Alfieri hatte sie mit seinen Dichtungen aufgestachelt, indem er der jetzigen Generation den Vorwurf machte, daß sie, die Abkömmlinge der Herren der Welt, jetzt freiwillige Sclaven seien. Oestreich war trotz seiner Wachsamkeit und Strenge für das Juwel seiner Krone besorgt geworden.

Die Krallen des doppelköpfigen Adlers hatten sich nicht so fest eingegraben, daß man sie nicht hätte locker machen können.

Kein Wunder, daß in einem solchen Augenblicke das Erscheinen eines Mitglieds der Familie Bonaparte mit eifersüchtigen Augen betrachtet wurde.

Noch niemals in der Weltgeschichte ist es erlebt worden, daß es einem Lande gleich beim ersten Versuche gelang, sich frei zu machen. Es war daher kein Wunder, daß die Carbonari mit ihren utopischen Planen, geheimnißvollen Eiden und Mordplanen nichts ausrichteten. Sie büßten ihre Vergehen in schweren Gefängnissen, wurden aber dadurch auch zu

Märtyrern, während sie eigentlich nichts weiter als politische Verbrecher waren.

Daß Louis Napoleon im Begriffe war, sein Glück und vielleicht sein Leben in irgend einem verzweifelten Unternehmen auf's Spiel zu setzen, schien nur zu wahrscheinlich zu sein.

Dieß sah wenigstens ein Mitglied der Gesellschaft vollkommen ein. Unser Held, der während seines kurzen, vertrauten Umgangs mit Alfred Belgioso in Zürich die leidenschaftliche Beschreibung des Verbannten von den Drangsalen seines Landes gehört und lebhaft mit seinen Gefühlen sympathisirt hatte, war davon so ergriffen worden, daß er, ohne den Major um Rath zu fragen oder selbst Philipp in sein Geheimniß einzuweihen, es übernommen hatte, einen Brief des Italieners an seine Mutter, die verwittwete Gräfin zu besorgen, welche in ihrem Familienpalast in Mailand wohnte.

Seit Jahren hatte ihr Sohn weder etwas von ihr gehört, noch hatte er ihr eine Mittheilung zukommen lassen können, weil zu befürchten stand, daß dieselbe gegenüber der östreichischen Regierung kompromittirt werden könne.

Aus diesem Grunde hatte Oliver den Brief sorgfältig in dem Futter seines Hutes verborgen. Er wußte wohl, daß wenn er auf irgend eine Weise Verdacht errege, nicht nur sein Gepäck, sondern auch das seiner Gefährten auf's schärfste durchsucht werden würde.

Eben als die Reisenden auf dem Punkte standen, auf dem See sich einzuschiffen, kam ein östreichischer Gendarmerie Brigadier, gefolgt von zwei Gemeinen,

vor dem Hotel angaloppirt und fragte nach Frau von St. Leu und deren Sohn. Zu seinem Verdruß wurde ihm aber mitgetheilt, daß diese schon vor Tagesanbruch abgereist seien. Damals gab es noch keinen electrischen Telegraphen und so ließ der Brigadier seine Wuth an dem unglücklichen Wirth aus. „Schöps", „Dummkopf" und „Tölpel" waren die mildesten Beiworte, mit denen er ihn überschüttete.

„Ich kann nichts dafür," antwortete der Mann demüthig. „Ich hatte weder die Gewalt noch das Recht, sie aufzuhalten; sie bezahlten ihre Rechnung und das war alles, was mich anging."

„Und wo sind denn die Engländer, die mit ihnen waren?" polterte der Brigadier.

Der Herr des Hotels deutete auf den Major und dessen beide Zöglinge, die bei dem Boote standen, auf dem Peter Marl und das Gepäck sich bereits befanden.

Der Brigadier ritt an sie heran und fragte barsch nach den Pässen.

Major Henderson händigte ihm denselben gelassen ein.

„Es ist nur einer."

„Wenn Sie ihn gefälligst durchlesen wollen," versetzte der Major, „so werden Sie meine beiden jungen Freunde und den Diener darin verzeichnet finden."

„Und wohin sind denn Ihre Reisegefährten geflohen?"

„Von wem spricht er?" fragte Oliver.

„Von Herrn und Frau von St. Leu," versetzte sein Mentor.

„Von Hortense und deren Sohn, der jungen

Schlangenbrut der Bonaparte's!" rief der Brigadier, „welchem der Eintritt in Italien durch meinen erhabenen Herrn, Franz den Ersten, Kaiser und König von Italien verboten ist."

„Die Beamten Ihres erhabenen Herrn, Franz des Ersten und Königs von Italien, hätten ihre Pflicht besser erfüllen sollen," bemerkte Major Henderson kalt.

Der Brigadier gerieth ganz außer sich und murmelte etwas dergleichen wie von Unverschämtheit der Engländer vor sich hin.

„Ich werde mich über Ihre Unverschämtheit bei dem Vicekönig, dem Erzherzog Rainer beklagen, sobald ich nach Mailand komme," bemerkte der Major, um dem Gespräche ein Ende zu machen. „Wir werden dann sehen, ob Seine kaiserliche Hoheit ein solches Benehmen gegen einen britischen Officier billigt. Geben Sie mir meinen Paß zurück," fügte er bei.

Der Mann fing an einzusehen, daß er zu weit gegangen sei, und man merkte ihm an, daß er geneigt sei, einzulenken.

Der Major wiederholte sein Verlangen in demselben entschlossenen Tone, worauf der Brigadier zum großen Erstaunen des Wirths, der jetzt sich einbildete, er habe es mindestens mit einem incognito reisenden Prinzen zu thun, das Papier zurückgab.

„Ich bin natürlich sehr ärgerlich," sagte der Brigadier in weit ruhigerem Tone, „über die Dummheit meiner Leute, daß sie so gefährliche Personen unangehalten durchpassiren lassen."

„Das begreift sich," lautete die Antwort.

„Sie werden doch meine Verlegenheit nicht durch

eine Klage bei dem Vicekönig über diese ärgerliche Geschichte noch vermehren."

„Ich werde dieß nicht thun, wenn Sie mir ein Wort der Entschuldigung sagen."

Dem Brigadier fiel es schwer, dieses Wort, zumal vor Zeugen auszusprechen. Ein kurzes Ueberlegen überzeugte ihn aber, daß ihm im Grunde nichts anderes übrig bleibe, und so sprach er es endlich mit eben so großer Unterwürfigkeit gegen den Fremden aus, als er zuvor Barschheit an den Tag gelegt hatte.

„Sehen Sie zu, wie Sie sich aus Ihrer Verlegenheit über das was sich zugetragen hat, heraushelfen können," sagte Major Henderson. „Glauben Sie mir, daß dieß die beste Politik ist. Diejenigen, welche festzunehmen Ihre Pflicht war, werden aller Wahrscheinlichkeit nach die sardinische Grenze erreicht haben, lange ehe eine Mittheilung nach Mailand die dortigen Behörden in den Stand setzt, sie abzufangen. Und für die Zukunft," fügte er bei, „vergessen Sie nicht, daß man bei Ausübung seiner Pflichten, welcher Art diese auch immer sein mögen, dennoch höflich bleiben kann."

Ohne eine Antwort abzuwarten, begab er sich jetzt in das Boot, gefolgt von seinen jungen Gefährten und die Ruderer stießen vom Ufer ab.

In jener Nacht schliefen sie in Como und am folgenden Tag erreichten sie Mailand, dessen prachtvoller Dom mit seinen zierlichen Zinnen sich schon mehrere Stunden lang ihren Blicken zeigte, ehe die Thore der Hauptstadt der Lombardei sie aufnahmen.

Viele Reisende halten sich eine Zeitlang in Mai-

land auf, um sich zu akklimatisiren, denn da diese Stadt beinahe im Mittelpunkte einer ungeheuren Ebene liegt, die von den Alpen und Appeninen eingefaßt ist, so ist die Hitze daselbst, einige Sommermonate ausgenommen, selten sehr drückend. Ueberdieß enthält die Stadt so Vieles, was den Kenner interessirt und den Geschmack des Laien in der Kunst zu bilden im Stande ist."

„Nun, meine Jungen," sagte der Major am Morgen nach ihrer Ankunft, „verfügt über eure Zeit, wie es euch beliebt; meine Gegenwart soll euch keinen Zwang auferlegen. Braucht ihr meinen Rath, so fragt mich darum; wollt ihr meine Gesellschaft, so steht sie euch stets zu Diensten."

Es war kein Wunder, daß nach einem so freisinnigen Verzicht auf das Recht, das Treiben der jungen Männer zu beaufsichtigen, der Major selten allein blieb. Sie besuchten zusammen die Paläste und Kirchen, das alte Jesuitenkollegium, das jetzt in ein Lyceum verwandelt ist, das Amphitheater und den großen Spital, den der Schutzpatron der Stadt, der heilige Karl Borromeo erbaut hat und dessen Leichnam in der Gruft von Crystall und Gold in der unterirdischen Kapelle begraben liegt, die seinen Namen führt und mit Ausnahme der von Loretto, das reichste Monument dieser Art in Italien ist.

Mehrere Tage hindurch meinte Oliver, daß ihre Wanderungen beobachtet würden, weßwegen er sich der Vorsicht halber hütete, eine Nachfrage über die Gräfin Belgioso anzustellen. Er sprach nicht einmal den Wunsch aus, ihren Palast zu sehen, obgleich er wußte, daß er viele Kunstschätze enthielt — unter an-

dern die Originalskizze des großen Gemäldes der Madonna von Foligno von Raphael.

Sein Freund Philipp war es, der zuerst davon sprach und den Wunsch eines Besuches daselbst zu erkennen gab.

Ehe unser Held beistimmte, trieb er die Klugheit so weit, den Cicerone zu fragen, ob etwas Interessantes dort zu sehen sei.

Begreiflicher Weise erwiderte der Mensch, daß dieß der Fall sei. Es ist eine bekannte Sache, daß die Portiers der Paläste und der Cicerone die bei solcher Veranlassung gegebenen Trinkgelder theilen.

Zuweilen nimmt auch der adelige Besitzer etwas davon für sich in Anspruch.

Gleich den meisten Palästen in Italien enthielt das erste Stockwerk von diesem eine lange Flucht von Zimmern und Gallerien, die mit Gemälden, Familienbildern und Antiken angefüllt waren. Die Perle der Sammlung befand sich in einem achteckigen Salon, der auf die Porta Orientale die Aussicht gewährte.

Nachdem die beiden Freunde Alles genügend bewundert hatten, waren sie im Begriff, sich zu entfernen. Der Portier stand in gebückter Stellung unter dem Portal in Erwartung des gewöhnlichen Trinkgeldes.

„Der Palast scheint gänzlich verlassen zu sein," bemerkte Philipp, dem die allgemein herrschende Stille in den Appartements aufgefallen war.

„Ist er nicht bewohnt?"

„Doch, Signore."

„Von wem?"

„Von der Conteſſa.“

„Das muß ja die Mutter unſeres Freundes in Zürich ſein,“ rief Philipp aus, der, ohne ſich träumen zu laſſen, daß ſein Kamerad irgend einen Grund zur Vorſicht habe, offen ſeine Freude über etwas ausſprach, was er für eine Entdeckung hielt.

Der Portier und der Cicerone wechſelten Blicke mit einander. Oliver bemerkte dieß und war augenblicklich auf ſeiner Hut.

„Kennt der Signore den Grafen?“ fragte der Diener reſpectvoll.

„Wir wohnten zuſammen in demſelben Hotel in Zürich — weiter nicht,“ verſetzte unſer Held ohne Zögern, denn er war überzeugt, daß dieſer Umſtand der Polizei in Mailand bereits bekannt ſei.

„Wünſcht der Signore die Gräfin zu ſprechen?“

„Durchaus nicht,“ ſagte Oliver, „ich habe keinen Grund — entfernt keine Entſchuldigung — für eine ſolche Zudringlichkeit. Sie wäre unverzeihlich.“

Damit legte er einen Scudo in die Hand des Mannes und verließ mit ſeinem Freunde den Palaſt. Während Beide gemächlich die Straße hinabwanderten, blickte ihnen der Portier argwöhniſch nach.

Einunddreißigſtes Kapitel.

Bis jetzt haben wir nur oberflächlich die politiſche Lage Italiens angedeutet, wie ſie zu der Zeit war,

als unser Held und seine Gefährten es besuchten. Einige wenige Worte werden unsern Lesern zur Aufklärung genügen, und wir versprechen keine weitere Abschweifung zu machen, als unumgänglich nothwendig für den Gang unserer Geschichte ist.*)

Seit dem Kriege von 1815, in welchem der schönste Theil von Europa unter den Scepter Oesterreichs gestellt worden war, herrschte unter einem Theil der Bevölkerung der Lombardei und Venedigs, vorzugsweise aber unter dem müssiggängerischen und verschwenderischen Adel dieses Landes eine große Unzufriedenheit, der übereingekommen war, dieses Joch um so unerträglicher zu finden, als auch die Fürsten der kleineren Staaten in durchgängiger Abhängigkeit von Oesterreich betrachtet wurden.

---

*) Daß der Herr Verfasser in Auffassung der Zustände Italiens sich auf den Standpunkt der jetzt gangbaren Strömung der öffentlichen Meinung in England stellt, wird aufmerksamen Zeitungslesern augenblicklich klar werden. Für solche Personen aber, die sich weniger mit Politik beschäftigen, dürfte der Wink wohl am Platze sein, daß von englischer Seite so lange nicht von Unterdrückung und Sklaverei unterjochter Völker gesprochen werden sollte, als von seiner Regierung nicht den Beschwerden Irlands, der Jonischen Inseln, Kanada's, seiner Colonien und vor Allem Indiens abgeholfen ist, die alle mehr oder minder unter jenem Sklavenjoch seufzen, für welches England in Italien so wohltönende Worte der Entrüstung in Bereitschaft hat. Das Prinzip der Befreiung der Italiener von ausländischer Herrschaft ist in diesem Falle der krämerhaften Politik Englands ebenso angemessen, wie seiner Zeit die Unterstützung des starresten Absolutismus unter Dom Miguel in Portugal. Dieß Wenige zur richtigen Würdigung der vielleicht manchen Lesern anstößigen Auslassungen des Verfassers über die in Italien geübte Tyrannei seiner rechtmäßigen Regenten.

Der Bearbeiter.

Daß unter diesen Umständen nichts versäumt wurde, Unzufriedenheit unter dem Volke zu säen, ist leicht begreiflich, ebenso aber auch, daß dieses zuletzt schwierig und unzufrieden wurde und seinen Zustand, den man ihm fortwährend als einen sclavischen schilderte, endlich unerträglich zu finden anfing.

Nach der Revolution in Frankreich von 1830 glaubte man in Italien, ermuthigt durch die französische Regierung, daß endlich der Tag der langersehnten Freiheit erschienen sei. Es brachen Revolutionen in Bologna, Parma und Modena aus, und selbst in Rom tobte der Aufruhr in demselben Augenblick, in welchem das Conclave versammelt war, um für Leo den Zwölften einen Nachfolger zu wählen. Dieser Umstand trug nicht wenig dazu bei, einen endgültigen Beschluß herbeizuführen, der bis dahin so unsicher gewesen war und Gregor der Sechszehnte, ein entschiedener Anhänger des österreichischen Einflusses in Italien, bestieg den päpstlichen Thron. Die lobenswerthe Sparsamkeit seines Vorfahren hatte Leo veranlaßt, die päpstliche Armee auf die unumgänglich nothwendige Zahl der für die Vertheidigung der Festungen und der innern Sicherheit des Landes bestimmten Truppen zu vermindern. Der neugewählte Papst sah sich deßhalb ohne die unentbehrlichen Streitkräfte, um seine aufrührerischen Provinzen zum Gehorsam zurückzuführen. Eine Versöhnung war unmöglich geworden, und somit mußte Gregor der Sechszehnte um auswärtige Hilfe sich umsehen, da seine eigene Kräfte nicht zureichten. Die politische Stellung Oesterreichs und früher eingegangene Verbindlichkeiten ließen dem heiligen Vater keine andere

Wahl. Er sah sich durch Verträge, selbst wenn er es nicht verlangt hätte, gezwungen, die Einmischung der kaiserlichen Truppen wenigstens zu gestatten. Die Oesterreicher rückten in den Legationen ein; die Insurgenten — unbewaffnet, ohne Artillerie und Disciplin — konnten nicht daran denken, sich in einen Kampf einzulassen, und so wurde die Ordnung in den päpstlichen Staaten wieder hergestellt. Die Theilnahme, welche die italienische Sache in Frankreich gefunden hatte, war zu groß, als daß die Regierung direct ihr hätte entgegentreten können. Louis Philipp hatte gleich einem jungen Reiter seine Kraft noch nicht kennen gelernt, weßhalb er beschloß, eine doppelte Rolle zu spielen. Fest entschlossen, um jeden Preis einen Krieg zu vermeiden, welchen eine ernstliche Aufforderung an Oesterreich, seine Truppen zurückzuziehen, nothwendig zur Folge gehabt haben würde, und weil er zugleich fürchtete, gegen die Sympathien der Franzosen anzustoßen, ordnete der Bürgerkönig die Besetzung von Ancona an.

Nachdem die flüchtige Begeisterung Frankreichs sich gelegt und das System der von Louis Philipp eingeführten parlamentarischen Korruption gehörig gewirkt hatte, ließ man sich die Besetzung von Ferrara durch die Oesterreicher gefallen.

Dieser Art war der Zustand Italiens zu der Zeit, in welchem wir den Faden unserer Erzählung wieder aufnehmen.

Der Drang nach Freiheit, von der man sich selbst keine rechte Rechenschaft zu geben vermochte, war allgemein; die Geister der Menschen waren erhitzt und eine Unzufriedenheit und Ungeduld machte sich

in allen Classen bemerkbar. Man sehnte sich nach einem Wechsel, war zum Aufstande bereit; die Carbonari waffneten im Stillen und warteten nur noch auf einen Führer.

Unter diesen Umständen war es kein Wunder, daß die Anwesenheit eines Mitglieds der Familie Bonaparte mit Argwohn betrachtet wurde und daß von österreichischer Seite die gemessensten Befehle ertheilt worden waren, das Durchpassiren Louis Napoleons durch sein Gebiet zu verhindern.

Es gab nur zwei Staaten in Italien, durch welche der verbannte Prinz mit Sicherheit reisen konnte — Sardinien und der Kirchenstaat, wo seine Großmutter, Madame Lätitia und sein Großonkel Kardinal Fesch wohnten. Sein Vater, der schwache Exkönig von Holland wurde schon längst als gar nicht existirend betrachtet, und hatte, getrennt von seiner Gemahlin, der reichbegabten Hortense, eine Zufluchtsstätte in Florenz gefunden.

Daß unter diesen gespannten Verhältnissen selbst Fremde zu leiden hatten, ist leicht erklärlich, indem nicht nur deren Päße auf's Genaueste visitirt wurden, sondern sie selbst auch einer scharfen Bewachung ihres Thun und Treibens ausgesetzt waren.

Major Henderson und dessen beide Zöglinge entgingen ebenfalls diesem Schicksal nicht, und mehr als einmal schlug der erstere vor, nach Florenz weiter zu reisen.

Zu seinem Erstaunen aber wünschten Oliver und dessen Freund unter allen Umständen noch länger zu verweilen. Dem Ersteren war es noch nicht gelun-

gen, das Alfred Belgioso gegebene Versprechen zu erfüllen, seinen Brief seiner Mutter zu übergeben, und der Letztere befand sich in einem Zustande, von welchem Mercutio sagt, indem er von dem liebeskranken Romeo spricht:

„Durchbohrt von einer weißen Dirne schwarzem Auge;
Durch's Ohr geschossen mit einem Liebesliedchen,
Seine Herzensscheibe durch den Pfeil des kleinen Schützen
Mitten entzwei gespalten."

Mit andern Worten, der arme Philipp, obgleich erst sechszehn Jahre alt, hatte sich sterblich in ein schönes Mädchen verliebt, die ihm häufig bei seinen Ausflügen begegnete, und welche er in der Loge der Herzogin von Litta im Scala-Theater sah.

Es war seine erste Flamme und es gibt hoffentlich wenige unter unsern Lesern, die so alt sind, daß sie sich nicht erinnern können, was dieß heißen will. Die weisesten und ernstesten darunter haben doch, wenn wir uns nicht sehr irren, in irgend einem grünen Winkel ihres Herzens das Idol aufbewahrt, welches zuerst ihr Herz in rascheren Pulsen schlagen machte.

Bei Wem dieß nicht der Fall war, den bedauern wir.

Die Liebe besitzt noch eine andere Sprache als Worte, namentlich in Italien, wo die Augen sehr beredt sprechen und Blicke schießen lassen, die tief in die Seele dringen.

Nach dem tiefen Erröthen der schönen Unbekannten und ihrem verlegenen Wesen bei jeder zufälligen Begegnung zu schließen, wurde es bald klar, daß die Bewunderung des jungen Engländers nicht unbe-

achtet geblieben war. Die Herzogin mußte sie ebenfalls bemerkt haben, denn sie pflegte jedesmal schelmisch ihrer Begleiterin zuzulächeln oder etwas in deren Ohr zu flüstern, das ihr das reiche Blut auf die Wangen jagte.

Philipp hätte Welten, wenn er sie besessen hätte, darum gegeben, ihr vorgestellt zu werden. Er hatte zwar ein paar Versuche gemacht, ohne daß es ihm aber geglückt wäre. Man irrt sich nemlich sehr, wenn man glaubt, daß die italienische Gesellschaft leicht zugänglich wäre. In gewissen Kreisen mag dieß der Fall sein; aber die großen historischen Familien — die Elite des Adels — sind womöglich noch exclusiver als die in England.

Er hatte bereits seine Wünsche in dieser Hinsicht dem britischen General-Consul, einem alten Freunde des Majors, zu erkennen gegeben. Der arme Mensch! Er hätte von diesem eben so leicht erwarten können, daß er ihm den Cardinalshut verschaffte, als eine Einführung in der Casa Litta, deren Thore selbst den höchsten Würdeträgern des viceköniglichen Hofes verschlossen waren.

Die Freude Philipps war daher groß, weil sie ganz unerwartet kam, als eines Tages Karten von dem Herzog und der Herzogin eintrafen, durch welche er und Oliver für den folgenden Tag zu einem großen Feste auf ihrer Villa in der Nähe von Monza eingeladen wurden. In ganz Mailand sprach man von nichts, als von den Vorbereitungen, die daselbst in sehr großartigem Maßstabe getroffen wurden. Mehr als hundert Künstler waren verwendet worden, nur um die Gärten zu decoriren.

Unser Held und dessen Gefährte, unbekannt mit den Stunden der italienischen Gesellschaft, trafen spät ein. In den Gärten drängten sich die Gäste, die vorzugsweise aus dem alten Adel der Lombardei bestanden. Einige darunter unterhielten sich auf dem See, auf welchem eine Anzahl bunt decorirter Barken zu ihrer Verfügung sich befanden; andere tanzten oder lauschten den Tönen der Opernsänger, welche eine Cantate zu Ehren des Tages vortrugen; während viele andere in Gruppen sich gesammelt hatten und von Poesie, Musik und Malerei sprachen oder auf andere Weise sich unterhielten.

Es war eine prachtvolle Scenerie wie kein anderes Land in Europa sie zu bieten vermag; denn wo anders findet sich dieser reine geistige Typus der Schönheit, welchen Raphael's und Correggio's Meisterwerke uns hinterlassen haben, als in Italien?

Dieß ist der große Reiz, den der Reisende fühlt, — der Zauber der den Genius des Poeten und die Kunst des Malers weckt. Er kann durch dieses Land der Paläste wandern, entzückt die Schätze der Bildhauerei betrachten und dabei noch immer dessen ausgezeichnetsten Statuen in lebender Form vorfinden.

Wir brauchen wohl kaum den Grund näher zu bezeichnen, welcher Philipp veranlaßte, von seinem Gefährten sich zu trennen und allein die Irrgewinde des Gartens zu durchstreifen in der Hoffnung, dort ein Wesen zu finden, das, wie es später sich herausstellte, von seiner Anwesenheit gar nichts wußte. Oliver verstand ihn, wenn auch nicht aus Erfahrung, denn bis jetzt war sein Herz noch unberührt. Die Liebe, welche dieses ausfüllte, kannte keine Leidenschaft.

Es liegt etwas Trostloses — wir möchten hinzusetzen Peinliches — darin, sich mitten unter einer glänzenden Menge zu befinden und sich allein darin zu fühlen. Unser Held fing bald an dieß an sich selbst zu empfinden und so trat er, um den Schauplatz zu ändern, in eine der künstlichen mit Statuen geschmückten kühlen Grotten, um welcher willen die Gärten der Villa Litta so berühmt sind, und indem er sich auf eine Rasenbank warf, fing er an darüber nachzudenken, was wohl das Ende der Vorliebe seines Freundes für die schöne Italienerin sein dürfte.

Das Alter würde aller Wahrscheinlichkeit nach die Stirne gerunzelt, — Erfahrung darüber gelacht und prophezeiht haben, daß dieß, wie in den meisten Fällen die erste Liebe, mit Enttäuschung endigen werde.

„Träume, Träume!“ murmelte er, „und doch wäre es grausam, ihn daraus zu erwecken. Was würde John Compton zu seinem Mündel sagen, wenn dieser eine ausländische Braut mit nach Hause brächte, wie reich diese auch mit Glücksgütern und Schönheit ausgestattet sein möchte. Wir müssen Mailand verlassen — um Philipps willen verlassen, noch ehe sein jetziges Gefühl zu große Herrschaft über ihn erlangt.“

Während er hin und her überlegte, auf welche Weise dieser kluge Entschluß am besten ausführbar sei, hörte er einen schweren Seufzer ganz in seiner Nähe.

Als er aufsprang, sah er eine große hübsche Frau, mehr pruntvoll als mit Geschmack gekleidet, in deren schwarzen italienischen Haaren, sowie an ihren Armen und um den Nacken eine Menge Edelsteine und Brillanten glänzten.

Sie mochte etwa vierzig, höchstens fünfundvierzig Jahre zählen.

Oliver zog den Hut ab und wollte sich entfernen.

„Bleiben Sie!“ rief die Unbekannte, ihn auf französisch anredend: „um aller Barmherzigkeit willen verlassen Sie mich nicht.“

„Fühlen Sie sich unwohl?“ fragte der Jüngling achtungsvoll.

„Herzenskrank! Ich bin Mutter.“

Da Oliver nicht wußte, welcher Eindruck durch diese freiwillige Mittheilung auf ihn gemacht werden sollte, gab er keine Antwort. Seine Lage war für ihn in Betracht seiner Jugend ziemlich peinlich, und er fragte sich in Gedanken, ob die Dame mit ihren Diamanten wohl bei Sinnen sei oder nicht.

„Eine unglückliche Mutter mit gebrochenem Herzen,“ fuhr sie fort; „sagt Ihnen Ihr Herz nicht, wer ich bin?“

Unglücklicher Weise blieb aber Oliver's Herz so stumm, wie er selbst. Der Schluß, zu dem er gelangte, ging dahin, daß die Dame entweder verrückt sei oder sich auf seine Kosten lustig machen wolle.

„Ich bin die Gräfin Belgioso,“ rief sie mit melodramatischer Miene. „Mein Sohn — mein edler Sohn! Sie waren sein Freund in der Verbannung, theilten seine Gedanken — seine edeln Bestrebungen; gewiß hat er mit Ihnen auch von seiner unglücklichen Mutter gesprochen?“

„Häufig,“ versetzte unser Held.

„Ihnen ein Zeichen oder einen Brief für mich anvertraut?“ fuhr sie fort, mit wohlgelungener Aengstlichkeit um sich blickend. „In der Hoffnung, etwas

dergleichen durch Sie zu erhalten, veranlaßte ich meinen Vetter, den Herzog von Litta, Sie und Ihren Freund zu diesem Feste einzuladen."

„Es war dieß ein trauriger Irrthum," antwortete Oliver, „denn ich habe weder ein Zeichen noch einen Brief für Sie."

Alfred Belgioso hatte ihm nämlich öfters das Porträt der Gräfin gezeigt, und Oliver merkte sogleich die Falle, die ihm hier gelegt worden war.

„Sprach er nie von mir?" fragte die Dame im Tone der Enttäuschung, der dießmal sicher nicht künstlich war; „oder hat er mich vergessen?"

„Die Liebe für seine Mutter ist sich gleich geblieben."

„Und hegt er für unser Vaterland — für das unterdrückte, duldende Italien — noch immer Hoffnung? Sind seine Freunde in Mailand der Sache noch eben so treu wie ehemals?"

„Wohl möglich; wir sprachen aber nie über dergleichen Dinge. Alfred war viel zu vorsichtig — ich viel zu jung, als daß ich auf sein Vertrauen hätte Anspruch machen können."

„Er hätte einem so verständigen und aufrichtigen Menschen wie Sie, wohl Vertrauen schenken können," rief die wohlgeschulte Betrügerin.

„Meiner Ehre allerdings," bemerkte Oliver, den die Schmeichelei der Dame amüsirte; „aber nicht meiner Verschwiegenheit. Ich bin zu unerfahren. Erlauben Sie mir," fügte er bei, bemüht der gutgespielten Scene ein Ende zu machen, „Ihnen meinen Arm anzubieten. Ist es vielleicht von meiner Seite zu viel verlangt, wenn ich Sie um die Gewogenheit

bitte, mich Ihrem erhabenen Vetter und der liebenswürdigen Herzogin vorzustellen, damit ich diesen meinen Dank für ihre Höflichkeit gegen einen unbekannten Reisenden abstatten kann."

Trotz der Frechheit der wohlgeschulten Agentin der geheimen Polizei erröthete diese doch unter ihrer Schminke über dieses Verlangen, welches Oliver nur, um sie in Verlegenheit zu setzen, gestellt hatte.

„Wie unbesonnen!" rief die Dame aus; „man könnte uns beobachten. Unsere Tyrannen haben selbst hier ihre Agenten."

„Wohl möglich," sagte Oliver trocken. „In Ihrem eigenen Palaste werde ich also wohl die Ehre haben können, der Mutter meines verbannten Freundes meinen Respekt bezeugen zu können."

„Ja, ganz gewiß, ja!" murmelte die Betrügerin. „Ich will Ihnen mittheilen, wann ich Sie mit Sicherheit empfangen kann. Adieu!" fügte sie bei, ihre Hand ausstreckend, welche Oliver mit ernster Miene leicht mit den Lippen berührte.

„Wahrhaftig!" murmelte unser Held, als die vorgebliche Gräfin aus der Grotte sich entfernte, „ich habe den Major schon sagen hören, daß die Romantik des Lebens die Erfindung übertreffe; jetzt glaube ich ihm. Welch ein Abenteuer! Wie glücklich bin ich der Gefahr entgangen! Wenn ich freilich das Porträt nicht gesehen hätte, so wäre ich ohne Zweifel in die Falle gegangen. Woher konnte sie aber nur wissen, daß der Herzog und die Herzogin uns eingeladen hatte?"

Trotz all' seinem Scharfsinn hatte er doch nur

einen Theil des Räthsels errathen. Es dauerte aber nicht lange, so wurde ihm auch das Uebrige klar.

Als Oliver seinen Spaziergang in dem Garten wieder fortsetzte, begegnete er einem hohen, stattlich aussehenden Mann, der mehrere Decorationen trug, ihn mit mißtrauischen Blicken ansah und auf eine auffallende Weise begrüßte. Der Jüngling gab den Gruß zurück und ging seines Wegs weiter. An der nächsten Wendung begegnete er derselben Person wieder, die ihn auf die nämliche Weise begrüßte.

Wer kann dieß wohl sein? dachte Oliver.

Dieselbe Frage stellte der Herzog von Litta hinsichtlich des jungen Engländers an sich.

Da er dieselbe nicht zu lösen im Stande war, so wandte er sich an die Herzogin, die ebenso erstaunt wie er über die Anwesenheit eines Fremden war.

„Diese Zudringlichkeit ist unerträglich," rief ihr Gemahl, „und ich bin fest entschlossen, derselben ein Ende zu machen."

„Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?" sagte er, mit einer Miene vornehmer Höflichkeit auf unsern Helden zutretend.

Oliver, der keine Ahnung von der zweideutigen, wenn nicht gar lächerlichen Lage hatte, in der er sich befand, überreichte ihm mit ernster Miene seine Karte.

„Trevor?" wiederholte der Herzog sie lesend, — „der Name ist mir gänzlich unbekannt."

„Ebenso wie der Ihrige mir," versetzte der Jüngling gelassen.

„Ich bin der Herzog von Litta," erwiderte der Edelmann in einem Tone, welcher deutlich bezeichnete, daß es sich durchaus um keinen Scherz handle, „und

verlange eine Erklärung, wie Sie dazu kommen, sich zu einem Feste zu drängen, zu welchem nur intime Freunde eingeladen worden sind."

Oliver erröthete bis unter die Schläfe. Glücklicherweise hatte er seine Einladungskarte mitgebracht.

„Das ist die einzige Erklärung, welche ich oder mein Freund, der sich irgenwo im Garten befindet, zu geben vermag," sprach er. „Es mag ein Irrthum im Spiele sein, und doch kann ich kaum begreifen, wie dieß möglich ist; jedenfalls aber bitte ich Sie Herr Herzog, an keine absichtliche Zudringlichkeit von unserer Seite zu glauben."

Diese wenigen schlichten Worte, in höflichem aber festem Tone gesprochen, verfehlten nicht ihren Eindruck auf den Mann zu machen, der wegen seines feinen Benehmens und ritterlichen Charakters einst gewählt worden war, an der Spitze der italienischen Adelsdeputation die eiserne Krone der Lombardei dem ersten Napoleon anzubieten.

„Diese Einladung," sprach er, „kommt weder von der Herzogin, noch von mir, — vielleicht hat sie uns aber ein unerwartetes Vergnügen verschafft."

„Gestatten mir Euer Durchlaucht, mich sogleich zu entfernen!" rief unser Held, der nun merkte, wie schändlich er getäuscht worden war.

„Nicht doch," sagte der edle Festgeber, bei welchem nach dieser Aufklärung alle Empfindlichkeit verschwunden war. „Doch sagen Sie mir, ob sie keine Ahnung davon haben, wer diese Mistifikation begangen haben kann? In diesem Falle bitte ich mir Aufklärung zu geben. Ich verspreche Ihnen, daß die betreffenden Personen nicht unbestraft bleiben sollen."

„Wahrscheinlich kann die Gräfin Belgioso Alles erklären," versetzte unser Held, fest entschlossen, wenigstens einer der Personen, die ihm auf solche Weise mitgespielt hatten, Gleiches mit Gleichem zu vergelten.

Der Herzog blickte ihn ernst an.

„Erst vor wenigen Minuten noch," fuhr der Jüngling fort, „versicherte sie mich, daß auf ihre Bitte Eure Durchlaucht und die Herzogin mich eingeladen hätten."

„Und theilte sie Ihnen den Grund dieser ganz außergewöhnlichen Zuvorkommenheit mit?" fragte der Edelmann. „Doch dieß war wahrscheinlich unnöthig."

„Sie meinte, ich sei der Ueberbringer eines Briefs von ihrem Sohne Alfred, dessen Freundschaft ich so glücklich war mir in Zürich zu erwerben."

„Ums Himmels willen," rief der Herzog bestürzt, indem er jetzt mit einemmale in der ganzen Sache klar sah, — „Sie haben ihn doch nicht abgegeben?"

„Meine Antwort lautete, daß ich weder einen Brief noch ein Zeichen für sie habe. Alfred hat mir das Portrait seiner Mutter gezeigt, und ich bemerkte daher sogleich, daß die Dame, welchen Anspruch sie auch sonst an den edlen Namen Belgioso haben möge, doch nicht die Mutter meines Freundes Alfred sein könne."

In diesem Augenblick erschien der arme Philipp, der es satt bekommen hatte, allein durch den Garten zu wandern, und der in der Hoffnung sich getäuscht sah, die ihn veranlaßt hatte, von seinem Freunde sich zu trennen. Oliver stellte ihn sogleich als das zweite Opfer der durch die geheime Polizei ausgeführten Mystification vor.

Der Herzog von Litta nahm ihn sehr höflich auf und ersuchte jetzt die beiden jungen Männer, ihm zu erlauben, sie der Herzogin vorzustellen, welche mit ihrer jungen Verwandtin ganz in der Nähe den Ausgang dieser Unterredung abwartete.

„Die Herzogin; Fräulein Belgioso; die Herren Travor."

„Belgioso!" wiederholte Philipp, „doch nicht die Schwester unseres Freundes Alfred?"

„Mein Bruder," murmelte das schöne Mädchen tief bewegt.

„Geduld, Geduld," flüsterte Seine Durchlaucht. „Es ist hier weder die Zeit noch der geeignete Ort zu einer Erklärung." An seine Gemahlin sich wendend fügte er bei: „die Gräfin ist, Dank der Klugheit dieses jungen Mannes, einer großen Gefahr entgangen."

Oliver fühlte die Nothwendigkeit, vorsichtig zu sein, denn er zweifelte nicht daran, daß neugierige Augen ihn bewachten, deßhalb ergriff er den Arm seines Gefährten und entfernte sich unter Verbeugungen.

„Das begreife ich nicht!" rief Philipp auf dem Wege aus dem Garten. „Weßhalb beeilst Du Dich denn so, fortzukommen?"

„Aus keinem andern Grunde, als weil wir nicht eingeladen waren," versetzte unser Held; „die Einladung war nichts weiter als ein schändlicher Streich. Ich will Dir im Wagen Alles sagen, aber nicht hier; wir sind hier nicht sicher."

Während der Fahrt nach Hause erzählte er seine Unterredung mit der angeblichen Gräfin und die un-

glücklichen Folgen, die diese hätte nach sich ziehen können.

Philipp wurde dadurch im höchsten Grade betroffen. Zum erstenmale hörte er jetzt etwas von dem Brief des Verbannten an seine Mutter. Vielleicht that ihm auch der scheinbare Mangel an Vertrauen von Seiten seines Freundes wehe, der augenblicklich seine Gedanken errieth.

„Ich hatte kein Recht, Dich in irgend eine Gefahr zu verwickeln," bemerkte er.

„Du traust mir also nicht?"

„Es ist dieß so wenig der Fall, als ich mir selbst mißtraue," rief Oliver. „Ich verstehe Deine Empfindung, Philipp; sie darf Dich aber nicht ungerecht machen. Sei guten Muths," fügte er bei; „unser Abenteuer wird nicht ohne angenehme Folgen bleiben. Ich bin dieß fest überzeugt. Das Eis ist jetzt gebrochen. Die Italiener sind scharfsinnige Leute und ich prophezeihe Dir, daß Du Deine schöne Herrin nicht zum letztenmale gesehen hast."

Diese Prophezeihung ging in Erfüllung, obgleich das Widerbegegnen nicht gerade in der Weise, zu der Zeit oder an dem Orte sich ereignete, wie Oliver es erwartete.

Die beiden Freunde hatten den unvergleichlichen Dom Mailands besucht, — das Werk von Jahrhunderten, der Stolz der Lombardei. Sie kamen gerade aus der unterirdischen Kapelle herauf, wo der Leichnam des heiligen Borromeo, in seinem Sarg von Crystall und Gold, in einem silbernen Grabgewölbe, dem widrigen Anblick des Todes durch den Glanz der mit Juwelen besäeten Bischofsmütze auf seiner

bleichen Stirne und dem Purpurmantel um seine vertrockneten Glieder, spottet.

Gerade gegenüber stand die merkwürdige Statue des St. Bartholomäus, mit seiner Haut gleich einem Gewand des Todesschmerzens über den Schultern, welche ihm so eben erst von den Henkersknechten abgerissen worden zu sein scheint.

„Dieß ist das größte Wunder des Doms," bemerkte ihr Führer.

„Mit Ausnahme eines andern," bemerkte ein alter Mann, im Kleide eines Chorherrn, der in der Nähe stand.

„Ich habe noch nichts Merkwürdigeres gesehen," versetzte unser Held.

„Das Wunder, von dem ich spreche, wird selten gezeigt," sagte der Priester, „wenige Menschen haben es überhaupt gesehen."

Die Neugierde der jungen Männer wurde dadurch rege gemacht.

„Ist es eine Reliquie?" fragte Philipp.

„Nein."

„Also ein Werk der Kunst?"

„Das Werk derselben allmächtigen Hand, welche das Weltall erschaffen hat," versetzte der Priester feierlich. „Es ist eine Kapelle ohne Fenster oder Oeffnung irgend einer Art, durch welche das Tageslicht eindringen könnte, und die durch einen einzigen Stein erhellt wird."

Der Führer bekreuzigte sich glaubig, — eine allgemeine Gewohnheit der Italiener, wenn sie etwas Wunderbares und Unwahrscheinliches hören.

Es lag aber etwas so Eindringliches in dem

Tone und dem Wesen des Geistlichen, daß die beiden Jünglinge fast überzeugt waren, er müsse die Wahrheit sprechen.

„Haben Sie die Kapelle schon gesehen?“ fragten sie hastig, „oder kennen Sie sie nur vom Hörensagen?“

„Ich habe sie schon oft gesehen,“ lautete die Antwort, „die Schlüssel sind in meiner Verwahrung.“

Wenn der Priester nicht von solchem Rang gewesen wäre, — jeder Chorherr des Doms führt den Titel Graf, trägt den römischen Purpur und die Bischofsmütze, — so würden seine Zuhörer geglaubt haben, seine Mittheilung bezwecke nichts weiter, als ihrer Neugierde eine Summe Geldes zu entlocken.

„Haben Sie Lust sie zu besichtigen?“ fuhr er fort, seine Stimme zu einem Flüstern dämpfend, damit der Führer ihn nicht höre.

Es bedarf wohl keiner Versicherung, daß Oliver und Philipp den dringenden Wunsch zu erkennen gaben, dieß thun zu dürfen.

„Morgen habe ich die Frühmesse hier zu celebriren,“ sagte der Priester noch immer in demselben halblauten Tone. „Kommen Sie um sechs Uhr hieher, und wenn ich die Sakristei verlasse, so folgen Sie mir, ohne mich aber früher anzureden, bis wir in der Kapelle sind.“

Die Freunde würden ihm gern für sein Versprechen ihren Dank ausgesprochen haben, aber der alte Mann entfernte sich augenblicklich.

„Wenn dieß wahr ist,“ bemerkte unser Held beim Herausgehen aus der Kirche, „so ist Aladdin's Wun-

derlampe keine Fabel. — Eine Kapelle, die durch einen einzigen Stein erhellt wird."

„Es muß dieß entweder ein Diamant oder ein Wunder sein," bemerkte sein Kamerad.

„Zu was sollte es dienen?" rief Oliver; „ich vermag den Nutzen davon nicht einzusehen. Verlaß Dich übrigens darauf, wie merkwürdig auch die Sache sein mag, so ist dabei doch nichts Wunderbares im Spiele. Die Naturgesetze weichen von ihrer Regel nie ab, es wäre denn, daß ein höherer, allweiser Wille es gebieten würde."

Wahrscheinlich werden unsere Leser der Mehrzahl nach die Ansicht unseres Helden theilen. Ein klein wenig Geduld wird dieses Geheimniß aufklären.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Oliver und Philipp fanden sich pünktlich an dem bezeichneten Orte ein. Es fiel ihnen nicht schwer, den alten Priester aufzufinden, — denn abweichend von den meisten katholischen Cathedralen enthält der Dom in Mailand nur einen Altar, — und an diesem feierte er eben die Messe, als sie in das heilige Gebäude traten.

Am Schlusse des Amtes sahen sie ihn in die Sacristei gehen, warteten ab, bis er sich umgekleidet hatte und folgten ihm dann auf der Wendeltreppe nach, die auf das Dach führt.

Der Dom von Mailand ist ganz aus weißem Marmor erbaut und selbst zu seinen Fundamenten wurde kein geringeres Material verwendet. Mauern, Pfeiler, Kuppeln und die herrlichen Zinnen, geschmückt mit kolossalen Statuen von Engeln oder Propheten, ja selbst die Stufen, welche auf das Dach führen, sind aus demselben kostbaren Material. Im Mondschein gesehen kann man sich kein prächtigeres Gebäude denken, von welchem jede Nische ihren Heiligen birgt, gewissermaßen Geschichte und Tradition in Sculptur versinnlicht, ein Traum in Stein.

Der Chorherr öffnete eine kleine Thüre in einer der Vertiefungen und trat in einen dunkeln engen Gang, der sich unter dem Dache hinzog; dabei schritt er langsam vorwärts, um es den Freunden möglich zu machen, tappend den Weg hinter ihm zu finden. Nach einigen Secunden gelangte er an eine zweite Thüre, welche er öffnete und augenblicklich wieder schloß, sobald sie eingetreten waren.

„Sehen Sie hier," rief er lächelnd aus, indem er zugleich zum erstenmal das Stillschweigen brach, „die Kapelle mit der wunderbaren Lampe?"

Die Wölbung der Vertiefung, denn eine andere Bezeichnung verdiente eigentlich der Ort, an dem sie sich befanden, nicht, war durch eine einzige Marmorplatte gebildet, welche durch eine eigenthümliche Laune der Natur so durchsichtig war, daß die Strahlen des Lichts durchzudringen vermochten. Die Seltenheit des Blockes hat wahrscheinlich dem Architekten den Gedanken eingegeben, ihn auf diese Weise

zu verwenden; Tradition und Aberglaube hatten sodann das Uebrige gethan.

Die Besucher Italiens werden ohne Zweifel noch manche andere Traditionen finden, die nicht besser gegründet sind, als die Wunderlampe in Mailand.

Die Aufmerksamkeit Olivers und seines Freundes wurde von der Eigenthümlichkeit des Ortes durch die Anwesenheit zweier Damen abgelenkt, die augenscheinlich ihre Ankunft erwarteten. Es war die Gräfin Belgioso und deren Tochter Bianca. Dießmal konnte weder ein Irrthum noch ein Betrug im Spiele sein, denn unser Held erkannte auf den ersten Blick die Mutter seines verbannten Freundes an ihrer Aehnlichkeit mit dem Portrait.

Ihr Führer war, wie sich später herausstellte, ein naher Verwandter der unglücklichen Dame, der sich dazu hergegeben hatte, dieses Zusammentreffen zu vermitteln.

„Mein Sohn!" rief die Gräfin. „Sie haben ein Zeichen oder eine Botschaft von meinem Sohne für mich?"

Olivers Antwort bestand darin, daß er das Futter seines Hutes öffnete und den lang darunter verborgenen Brief hervorlangte, welchen die liebevolle Mutter entzückt an den Mund drückte und hastig durchlas.

Seit sechs Jahren war es die erste Zeile, welche sie von dem armen Verbannten erhalten hatte.

Es verfloß fast eine Stunde in der Unterredung, denn jeden Augenblick hatte die mütterliche Liebe eine neue Frage zu stellen, irgend eine neue Befürchtung auszusprechen.

Mehr als einmal fand ihr Verwandter es nöthig, sie aufmerksam zu machen, daß es Zeit zum Scheiden sei.

„Gott segne Sie!“ rief die Gräfin; „Gott segne Sie für den ersten Strahl des Trostes, der seit Jahren in mein betrübtes Herz fällt. Bianca, sprich Du für mich! Finde Du die passenden Worte des Dankes gegen diese hochherzigen jungen Männer!“

Das schöne Mädchen, deren Augen Thränen füllten, für welche Philipp Welten gegeben hätte, wenn er sie hätte trocknen dürfen, ergriff die Hand unseres Helden, und ehe er wußte, um was es sich handle, drückte sie dieselbe an ihre Lippen.

„Ich kann Ihnen gar nicht sagen, welches Glück Sie bereitet haben,“ lispelte sie. „Halten Sie uns nicht für undankbar, weil es uns an Worten fehlt; die tiefsten Empfindungen sind zuweilen am wenigsten beredt.“

Der junge Mann fühlte sich zu sehr verlegen, als daß er zu antworten vermocht hätte, aber er verstand den bittenden Blick, welchen sein Freund ihm zuwarf, und er verwickelte nochmals die Gräfin in eine Unterredung, um diesem Gelegenheit zu geben, das lang gehegte Geheimniß seines Herzens flüstern zu können.

Noch nie war eine menschliche Stimme so unharmonisch in Philipps Ohr gefallen, als in dem Augenblick, in welchem der Priester zum letztenmal die Gesellschaft aufmerksam machte, daß es die höchste Zeit sei, sich zu trennen. Das Lebewohl der Gräfin wurde durch ihre Thränen erstickt, und doch fühlte sie sich so glücklich, so unendlich glücklich!

Biancas Abschied von Oliver wurde anmuthig und schüchtern gesprochen; von seinem Gefährten schied sie ohne ein einziges Wort, aber unser Held bemerkte, daß derselbe eine Blume in den Händen hatte, welche das schöne erröthende Mädchen am Busen getragen hatte, als sie mit diesem in die Kapelle eintrat.

„Sie haben so viele Klugheit gezeigt," bemerkte der Chorherr während des Hinabsteigens in die Kirche, „daß es ganz überflüssig wäre, Sie zur Vorsicht zu ermahnen. Nehmen Sie den Segen eines alten Mannes dafür."

„Aber die Damen," bemerkte der besorgte Liebhaber, „die —"

„Die sind ganz sicher, wo wir sie verlassen haben," bemerkte deren Verwandter. „Sobald die Thüren des Domes geschlossen sind, werde ich sie durch den unterirdischen Gang in meine Wohnung führen, von wo aus sie ohne allen Verdacht in die Casa Belgioso gelangen können. Leben Sie wohl."

Vielleicht ist es nicht überflüssig, unsere Leser zu versichern, daß ein solcher Gang wirklich existirt; er verbindet die Cathedrale mit dem erzbischöflichen Palast und wird den Tag über mehrmals nicht nur von dem Erzbischof, sondern auch von den Mitgliedern des Kapitels benutzt, welche es dadurch vermeiden können, über den Domplatz zu gehen.

„Wenn ich an die Tyrannei Oestreichs denke," bemerkte Philipp gegen seinen Freund, als sie die Kirche verließen, „fühle ich mich stark versucht, mich den Carbonari anzuschließen. Ist dieß nicht entsetz-

lich," fügte er bei, — „eine Schande für Europa und die Civilisation?"

„Das sind sonderbare Gedanken für einen Engländer," bemerkte eine Stimme in ihrer Nähe; „und sehr unklug, wenn er sie auch in seiner Heimathsprache ausdrückt."

Die jungen Männer blickten erstaunt auf und sahen sich vorsichtig um. Die Worte kamen aus einer der zahlreichen Gruppen von Bettlern, die sich um die Stufen der Cathedrale drängten, von einem Manne, dessen schwarzer Bart und geflochtene Haare theilweise sein Gesicht bedeckten.

„Sind Sie ein Landsmann von uns?" fragte Oliver, indem er ihm ein Geldstück in die Hand drückte.

„Rom ist die Mutter der Nationen," versetzte der Bettler, „und Italien ist meine Heimat."

Die jungen Männer meinten, diese Antwort sei ebenso poetisch als zweideutig.

„War es Ihnen Ernst mit Ihrem Unwillen gegen die Unterdrückung, welche dieses unglückliche Land erduldet, oder waren die Worte, die ich zufällig hörte, nichts weiter als der Ausdruck einer vorübergehenden Theilnahme, ohne weitern Zweck und ohne deßhalb einen Entschluß zu fassen?"

„Wenn Sie mich damit fragen wollen, ob ich mich den Carbonari anzuschließen beabsichtige," rief Philipp lachend, „so sage ich Ihnen offen, Nein; ich weiß gar nichts von diesen."

„Man kann sie finden, wenn man will."

„Ich kenne ihre Grundsätze und ihre Zwecke nicht."

„Die lassen sich erfahren, wenn die Freunde von

Alfred Belgioso es wünschen," bemerkte die geheimnißvolle Person mit Betonung. „Verlassen Sie mich," fügte er eilig bei, „der Spion, der seit Ihrer Ankunft in Mailand Ihre Schritte bewacht, ist so eben auf dem Platze erschienen, seine Augen sind auf Sie gerichtet. Drücken Sie mir ein Geldstück in die Hand, ehe Sie weggehen; das kleinste genügt."

Die Freunde willfahrten sogleich seinem Wunsche.

„Wir sehen uns wieder," flüsterte der Bettler, während er das Almosen empfing. „Grazie Signori," setzte er in lautem Tone hinzu, indem er zugleich eines der Kügelchen seines großen Rosenkranzes von Holz fallen ließ, „Grazie."

Aufs höchste überrascht von ihrem letzten Abenteuer schlugen die beiden Freunde ihren Weg nach dem „Kreuz von Malta" ein, wo der Major bereits mit dem Frühstück auf sie wartete

Als sie über den Platz gingen, bemerkten sie, daß der Spion ihnen folgte.

„Diese Zudringlichkeit wird unerträglich," bemerkte Oliver, als er in das Hotel trat, „und ich bin fest entschlossen, der Sache auf die eine oder andere Weise ein Ende zu machen. Es war eine Schwäche von uns, daß wir es so lange duldeten, unsere Bewegungen überwachen zu lassen."

„Da haben Sie ganz recht," sagte Peter Marl, der in der Nähe stehend, die Bemerkung vernommen hatte. „So machen es aber die Musjös alle. Der Kerl hat auch mich anbohren wollen und hat alle mögliche Fragen über unsern Aufenthalt in der Schweiz an mich gestellt."

„Und was für eine Antwort gaben Sie ihm hierauf?“ fragte Philipp.

„Eine ausweichende,“ versetzte der alte Soldat mit einem bedeutungsvollen Blick. „Er kriegte nicht viel aus mir heraus; ich schaffte mir den Kerl mit einem Fußtritt vom Hals.“

Die jungen Männer lachten herzlich, während sie durch den Hof vom „Kreuz von Malta“ gingen, über Peters Vorstellungsweise von einer ausweichenden Antwort.

Man darf übrigens nicht glauben, daß Major Henderson während des Aufenthalts in Mailand, der sich jetzt bereits über zwei Monate hinaus erstreckte, müssig geblieben sei. Ohne sich den Anschein einer Ueberwachung zu geben, waren seine Augen doch fortwährend auf das Treiben seiner Schützlinge gerichtet, und so war er auch jetzt völlig mit sich darüber im Reinen, daß es hohe Zeit sei, einen derselben wenigstens von hier zu entfernen. Er gehörte nicht unter die superklugen Leute, welche eine Jugendneigung bespötteln. Erfahrung hatte ihn gelehrt, daß bei vielen Naturen dieselbe mit dem Alter zugleich zunimmt, mit der Kraft sich kräftigt und so fest mit dem Leben verwächst, daß nur der Tod derselben ein Ende zu machen vermag.

Die Jahreszeit war nahe, in welcher alle Welt nach Rom eilte, das zu jener Epoche, in welcher unsere Geschichte spielt, der Mittelpunkt aller Umtriebe und Intriguen war, welche Italien in Aufregung hielten. Sorgfältige Nachfragen hatten ihn überzeugt, daß nur dort und nur dort allein, Oliver Aufschluß

über den Aufenthaltsort des Sir Cuthbert Vavassour erhalten könne.

Zu Olivers Verwunderung erhob Philipp gar keine Einwendungen dagegen, der sogar nicht einmal darüber betrübt war, daß ihr Mentor eine augenblickliche Abreise von Mailand vorschlug. Sein Freund vermochte dieß nicht zu begreifen, denn er kannte ihn zu gut, als daß er auch nur einen Augenblick an die Abkühlung seiner Leidenschaft geglaubt hätte.

Der Grund lag aber darin, daß der junge Mann für einen Neuling in der Kunst der Liebe einen ausgezeichneten Gebrauch von der Gelegenheit gemacht, welche das Zusammentreffen in der Kapelle mit der Wunderlampe ihm verschafft hatte. Es war ihm nicht nur gelungen, von dem schönen Mädchen das Geständniß zu erlangen, daß sie seine Neigung erwidere, sondern er hatte auch eine sehr wichtige Mittheilung von ihr erhalten. Ihrem Onkel, dem Kardinal Doria, war nämlich auf wiederholte Bittgesuche in Wien vom Kaiser für seine Schwester und Nichte die Erlaubniß ertheilt worden, den kommenden Winter bei ihm in Rom zubringen zu dürfen.

Es war dieß eine ganz außergewöhnliche Gunst und es fehlte nicht an Leuten, welche den Kaiser zu veranlassen suchten, seine Genehmigung wieder zurückzuziehen. Da er aber einmal sein Wort gegeben hatte, so wollte er auch, daß es dabei sein Bewenden haben soll.

Dieser Umstand trug nicht wenig dazu bei, daß die geheime Polizei sich alle Mühe gab, Beweise über eine Correspondenz zwischen Alfred Belgioso und seiner Mutter beizubringen. Es würde dieß nicht nur

die Verhaftung der Gräfin, sondern auch die Beschlagnahme ihres Vermögens gerechtfertigt haben.

Oliver wünschte seinem Freunde von Herzen Glück, als er mit Bestimmtheit den Besuch Bianca's in Rom erfuhr.

Vor der Abreise von Mailand beschloß Philipp, wo möglich sich noch eine Unterredung mit Bianca zu verschaffen. Im Palaste ihrer Mutter war dieß, wie er wohl wußte, unmöglich, weil dieser von Polizeispionen umgeben war; seine einzige Hoffnung beruhte daher auf der Herzogin. Er hatte gehört, daß dieselbe jeden Donnerstag Abends ihren Empfang habe und so schrieb er in Olivers und seinem Namen ein Billet an Ihre Durchlaucht mit der Anfrage, ob es ihnen gestattet sei, einen Abschiedsbesuch in der Casa Litta zu machen.

Die gutmüthige Italienerin lachte herzlich, als sie das Billet las, das sie ihrem Gemahl mit dem Ausruf einhändigte:

„Was für seltsame Leute doch die Engländer sind."

„Nächstens werden sie uns wohl darüber Vorwürfe machen, daß wir sie nicht zum Mittagessen eingeladen haben," bemerkte der Herzog.

„Originell sind sie wohl genug, um etwas der Art zu thun," versetzte die Dame.

Als sie aber den betrübten Blick ihres jungen Lieblings Bianca bemerkte, fügte sie bei:

„Wir können übrigens wohl ein Einzigesmal eine Ausnahme von der Regel machen, die wir aufzustellen für nöthig erachtet haben. Diese junge Männer sind von guter Familie und haben sich in der Briefgeschichte ebenso ehrenvoll als discret benommen."

„Allerdings, aber —“

„Ich wünsche es,“ unterbrach ihn die Dame, ehe der Herr und Gebieter des Hauses der etwas gewagten Bitte ein absolutes Veto entgegenzusetzen im Stande gewesen wäre.

Ihr Gemahl legte daher die Hand auf's Herz und verbeugte sich, ohne sich einen weitern Einwurf zu erlauben.

Es lag in der That etwas mehr als Anmuthiges in der Galanterie der alten Schule, — eine Nachgiebigkeit und Unterwürfigkeit gegen das schöne Geschlecht, von welcher die jungen Männer der jetzigen Zeit keine Idee haben.

Wir sind keine Verehrer des Puders und des Zopfs, aber wir bedauern, daß die Sitten, welche damit verbunden waren, mit diesen beiden Artikeln in Abgang gerathen sind.

Der Herzog verließ das Boudoir der Herzogin, um seinem Secretär den Befehl zu ertheilen, eine den Wünschen der jungen Männer entsprechende Antwort auf deren Billet zu ertheilen.

Kaum hatte er das Zimmer verlassen, als Bianca von ihrem Stuhle sich erhob und gleich einem Reh über den Marmorboden hüpfend, ihre Arme um den Nacken der Herzogin schlang.

„Sie haben mich sehr glücklich gemacht!“ flüsterte sie ihr in's Ohr. „Ich sehe mich dadurch in den Stand gesetzt, gegen die Freunde meines lieben Bruders meinen Dank auszusprechen.“

Ihre Verwandte lächelte. Obgleich Jahre verflossen waren, seit sich bei ihr die ersten Gefühle der Leidenschaft geregt hatten, so erinnerte sie sich der-

selben doch noch, — bei welcher Frau ist dieß nicht der Fall — und ließ sich nicht täuschen.

„Welchem von beiden wünschest Du denn vorzugsweise zu danken?“ fragte sie mit feinem Lächeln. „Doch, ich brauche nicht zu fragen. Es ist der hübsche, junge Mann, der so geschickt den Brief zu verbergen verstand.

„Ja,“ stammelte Bianca; „der ist es, glaube ich.“

„Gut,“ sagte die Dame neckend; „ich will den Brünetten in ein Gespräch verwickeln, während Du Dein Herz von der Last der Dankbarkeit, welche es drückt, erleichterst.“

Dieß war aber, wie unsere Leser wohl errathen werden, nicht das, was Bianca wünschte, weßhalb sie auch ihre Tante mit bittendem Blicke ansah.

„Vielleicht ist es Dir aber lieber,“ fuhr die Herzogin fort, „wenn ich den Blonden in Beschlag nehme?“

Mit einem Gesichte, das über und über roth geworden war, murmelte Bianca „Ja.“

Ihre Verwandte blickte sie scharf an.

„Carina,“ sprach sie, das zitternde Mädchen in ihre Arme ziehend, „Du wirst Dich doch nicht unseliger Weise in einen dieser Fremden ernstlich verliebt haben? Ein Wohlwollen, ein einfaches Vorziehen, eine Art von zartem Interesse kann ich begreifen, — das Herz verlangt dergleichen Dinge, namentlich in der Jugend; aber Liebe, förmliche, ernste Liebe wäre sehr fatal.“

„Das sagte ich ihm auch,“ seufzte Bianca.

„Was würde der Cardinal dazu sagen? Es würde dieß Deiner Mutter ihre letzte Stütze rauben.“

Die Thränen des armen jungen Mädchens, das

den Jahren nach eigentlich noch ein Kind war, flossen unaufhaltsam.

„Ueberdieß," fuhr die Herzogin fort, welche es für ihre Pflicht hielt, Bianca die Gründe auseinanderzusetzen, welche gegen jedes ernstliche Verhältniß dieser Art sprachen, „kann er arm sein. Die Engländer, welche unser schönes Italien besuchen, sind nicht alle Millionäre."

„Ist denn Reichthum zum Glück durchaus nothwendig?" versetzte Bianca.

„Er fällt aber wenigstens sehr schwer in's Gewicht," bemerkte die Herzogin von Litta philosophisch.

„Haben Sie es so gefunden?"

Ein leichtes Nervenzucken um den Mund der noch immer schönen Frau war die einzige Antwort auf diese Frage. Bianca fühlte, daß sie zu weit gegangen sei, und weil sie sah, daß sie unabsichtlich ihrer Tante wehe gethan habe, die so gut und so freundlich gegen sie war, bedeckte sie deren Wangen mit Küssen und bat sie inständig um Verzeihung.

„Ich habe Dir nichts zu verzeihen," bemerkte ihre Verwandte, sich zu einem Lächeln zwingend. „Wenn Du einmal eine Gattin bist, wirst Du keine solche Fragen mehr stellen. Armes Kind," fuhr sie fort, „es war hart, den Sonnenschein Deiner Träume durch die kalten Zweifel der Erfahrung zu trüben."

„Sind Sie mir böse?"

„Nein, Carina. Küsse mich."

Carina ist eines der vielen Worte der Zärtlichkeit, an welchen die italienische Sprache so reich ist, und wird gewöhnlich von Aeltern, wenn sie mit ihren

Kindern sprechen, von Anbetern gegen ihre Geliebte, oder unter eng verbundenen Freunden gebraucht.

Selbst mit dem Beistande der Herzogin war es mit einiger Schwierigkeit verbunden, daß Philipp und Bianca einige wenige Minuten fanden, sich allein in dem Garten der Casa Litta zu sprechen. So jung das Mädchen auch noch war, so hatten doch deren Namen und Rang ihr bereits zahlreiche Bewunderer unter den Söhnen der edelsten Familien der Lombardei verschafft. Von diesen waren viele bei dem Empfange anwesend und bemerkten mit nichts weniger als angenehmer Ueberraschung die Anwesenheit der Engländer.

Bianca war entschlossen, ihrem Liebhaber zu erklären, daß sie sich vergessen müßten; daß es zu nichts dienen würde, an eine Zukunft zu denken, und ihn zu bitten, ihr das Wort zurückzugeben, das sie so unbedachter Weise in der Kapelle verpfändet habe. Bei Philipps Anblick aber wurde sie in ihrem Entschlusse wankend; die Warnungen ihrer Verwandtin waren vergessen und sie gab sich ganz dem Glück hin, ihn auf's Neue die Schwüre seiner Liebe wiederholen zu hören, dieselben zu erwidern und von ihrem Wiedertreffen in Rom zu sprechen.

„Wir haben dort die Spione der hiesigen geheimen Polizei nicht zu fürchten," bemerkte der verliebte Jüngling. „Befinden Sie und Ihre Mutter sich einmal in der ewigen Stadt, so sind Sie frei, und eine Heimath in England, obgleich der Himmel dort nicht so wolkenlos und die Landschaft nicht so schön wie hier sind, dürfte doch die Gräfin für den Verlust ihres goldenen Käfigs in Italien schadlos halten. Ueber-

dieß," fügte er flüsternd hinzu, „würde Verbannung Sie wieder mit Ihrem Bruder vereinigen."

Es war dieß einer jener Träume, welchen sich unschuldige junge Herzen gerne hingeben, die keine Ahnung von den Hindernissen haben, die sich erheben, von den Schwierigkeiten, welche sich der Ausführung ihrer Plane entgegensetzen.

„Sie sollten doch Ihren Freund jetzt aufsuchen," flüsterte die Herzogin unserem Helden zu, an dessen Arm sie die Tour durch das Zimmer gemacht hatte; „seine Abwesenheit wird bemerkt werden."

Eine Frau von weniger Takt würde gesagt haben, „die Abwesenheit Biancas wird bemerkt werden;" Oliver verstand sie aber dennoch.

Als er in den Garten hinab kam, — er errieth, wo er das Paar zu suchen habe, — fand er Philipp im Streit mit einem jungen Venetianer, dem Grafen Cimitelli begriffen, den die Eifersucht veranlaßt hatte, den Liebenden nachzufolgen.

Aus Angst, mit Philipp aufgefunden zu werden, war das schöne Mädchen entflohen.

„Was auch immer die Ursache Ihres Streites sein mag," bemerkte unser Held, „so darf der Name der Signora Belgioso nicht compromittirt werden."

„Darf nicht!" wiederholte der Graf.

„Ich setze voraus, daß ich es mit einem Manne von Ehre zu thun habe," sagte Oliver trocken.

Der Venetianer verbeugte sich hochmüthig.

„Es war bis jetzt davon gar nicht die Rede," antwortete er, „bis Ihr Freund mich beschuldigte, gemeiner Weise seine Unterredung belauscht zu haben."

„Wie ein Spion!“ rief Philipp, — „wie ein erbärmlicher Spion!“

„Es ist gut, mein Herr,“ murmelte der Graf, bleich vor Zorn. „Mein Freund, der Marchese Spinola wird sich morgen bei Ihnen einfinden; es wird sich dann zeigen, ob Sie eben so viel Muth besitzen, wie Unverschämtheit.“

Mit diesen Worten drehte er sich auf den Absätzen um und verließ den Garten.

„Ein Duell,“ sagte Oliver beunruhigt.

„Ich mache mir nichts daraus,“ antwortete sein Freund, der in sehr aufgeregter Stimmung war. „Im Salon, im Budoir der Herzogin bemerkte ich, daß die Augen dieses Menschen unaufhörlich Bianca und mich bewachten. Seine Anwesenheit im Garten war eine Beleidigung, kein Zufall.“

Vor dem Weggehen aus der Casa Litta fand Oliver noch Gelegenheit, Bianca's Angst zu beschwichtigen, indem er sie versichert, die Sache sei gänzlich geordnet.

Auf welche Weise dieß geschehen, theilte er ihr begreiflicher Weise nicht mit.

Der Marchese Spinola fand sich sehr zeitig am andern Tage im „Kreuz von Malta“ ein. Die Freunde hatten ihn erwartet und ihre Anordnungen darnach getroffen. Streitigkeiten, wenn sie nicht durch das Stilet geschlichtet werden, werden in Italien auf die eine oder andere Weise rasch zu Ende gebracht. Ein Zusammentreffen außerhalb der Porta orientale wurde vorgeschlagen und augenblicklich angenommen.

„Degen?“ fragte der Marchese.

„Nein Pistolen," sagte Oliver; „uns steht die Wahl frei."

Der Italiener verbeugte sich, um dadurch ein befriedigtes Lächeln zu verbergen, das über sein Gesicht glitt. Cimitelli stand im Rufe, der beste Schütze in Mailand zu sein.

Als sie den bezeichneten Ort erreichten, fanden sie den Grafen mit seinem Secundanten bereits vor. Die beiden Duellanten begrüßten sich. Es ist ganz erstaunlich, wie höflich die Menschen sind, wenn sie auf dem Punkte stehen, einander das Leben zu nehmen.

Es wurde beschlossen, daß beide zu gleicher Zeit feuern sollten.

Während der Marchese und Oliver die Distanz abmaßen, wurde ihr Vorhaben durch das Erscheinen eines Bettlers gestört, — desselben, der sie beim Eingang in den Dom angeredet hatte.

„Dieß kann nicht gestattet werden," rief er in gebieterischem Tone aus, der den beiden Engländern ein Lächeln entlockte, was bei den Italienern aber durchaus nicht der Fall war, denen seine Anwesenheit sehr unangenehm zu sein schien.

„Gehen Sie bei Seite, guter Mann," sagte Philipp. „Der Ueberlebende wird Ihnen ohne Zweifel aus Dankbarkeit für seine Erhaltung ein bedeutendes Almosen spenden."

„Theilen Sie mir den Grund des Streites mit," fuhr der Bettler fort, ohne diese Bemerkung zu beachten.

„Dieser Engländer klagt mich einer Einmischung in seine Privatangelegenheiten an, indem ich die Rolle eines Spions in der Casa Litta gespielt haben solle,"

versetzte der Graf, den es offenbar aufs höchste verdroß, auf solche Weise zur Rede gestellt zu werden.

„Nun, klagte er Sie denn nicht mit Recht dieser Handlung an? Hörte ich nicht selbst, daß Sie gegen den Marchese Spinola äußerten, Sie wollten ihm nachfolgen?“ fragte die merkwürdige Person in gebieterischem Tone.

„Nein.“

„Wagst Du es mich anzulügen?“ fragte der Bettler mit Würde. „Carlo Cimitelli, ich hörte Deine Prahlerei. Geh' hin und bitte Dem ab, welchen Du beleidigt hast. Gestehe Deine Gemeinheit — die niederträchtige Gemeinheit Deines Benehmens.“

Mit einem von Zorn und Beschämung verzerrten Gesicht unterwarf sich der stolze Venetianer, ohne einen Augenblick zu zögern, der harten Demüthigung, welche der Bettler ihm auferlegte.

„Gehen Sie jetzt nach Hause meine jungen Herrn,“ sagte dieser. „Er hat sich durch sein Benehmen hinreichend erniedrigt; Sie können jetzt keine weitere Rache mehr suchen; er steht unter Ihrem Zorn. Fürchten Sie keinen Meuchelmord, weder vermittelst des Messers noch des Bechers. Obgleich Carlo Cimitelli längst mit deren Gebrauch vertraut ist, so stehe ich Ihnen beiden doch für seine Rache gut.

„Sie sind im Begriff nach Rom zu reisen,“ fuhr er fort. „In der Weltstadt treffen wir uns wieder.“

Da nach der Entschuldigung des Beleidigers ein Zweikampf unnöthig war, so verließen Oliver und Philipp den Schauplatz und fuhren nach ihrem Hotel zurück. Es dauerte aber geraume Zeit, ehe einer

derselben ein Wort sprach, einen so tiefen Eindruck hatte der Ausgang des Abenteuers auf sie gemacht.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Es wäre in der That auffallend gewesen, wenn die Reisenden den Garten der Lombardei und das reizende Arnothal durchwandert hätten, ohne irgend ein Abenteuer zu einer Zeit bestehen zu müssen, in welcher tausenderlei Gründe — Leidenschaften, Gefühle, Hoffnungen und Befürchtungen — vorhanden waren und im Stillen einen Kampf vorbereiteten, der, wenn er auch erfolglos bleiben sollte, wenigstens aufs Neue einen Protest gegen die Behandlungsweise bildete, unter welcher Italien seufzte und abermals den Beweis führte, daß sein langer Schlaf kein Todesschlaf, sondern blos Betäubung, durch Unterjochung herbeigeführt, sei.

Politische Aerzte, Staatsmänner genannt, erklärten Italien für todt — für nichts weiter als einen geographischen Begriff — einen eingebildeten Punkt auf der Karte von Europa und behandelten die krampfhaften Kämpfe der Nation als bloße Muscularerscheinungen, — für die Bewegungen eines galvanisirten Leichnams. Die Wenigsten sympathisirten mit seinen Leiden oder glaubten an seine Lebensfähigkeit.

Nur Diejenigen, welche Italien durchreist haben, — dieses herrliche Land, so reich an Schönheiten und Andenken an seine vergangene Größe, mit seinen

beredten Trümmern — vermögen das Entzücken der jungen Männer zu begreifen, als Stadt um Stadt, reich an historischen Erinnerungen; Ruinen, die Hinterlassenschaft der Herren der Welt; Schlachtfelder, welche über die Geschicke der Nationen entschieden, oder an wohlbekannte Orte, verehrt als die Geburtsstätte des Genius ihren Blicken sich aufschlossen und ihnen ein Interesse einflößten, das ganz verschieden von dem Eindruck der Lieblichkeit der Natur war und sowohl Belehrung als Gemälde in sich vereinigte.

Ihr Mentor theilte lächelnd ihre Begeisterung. Er wußte, daß Gefühle dieser Art nicht nur die reinsten, sondern auch die köstlichsten im Jugendleben sind, — daß sie Schätze enthalten, welche das Gedächtniß für das ganze Leben aufbewahrt, um Nutzen daraus zu ziehen, — weßhalb er auch so klug war, diesem Enthusiasmus keinen Einhalt zu thun.

Wie drückend auch die Hitze des Tages, oder wie entfernt der Gegenstand sein mochte, der die Aufmerksamkeit seiner Zöglinge auf sich zog, so waren doch Major Henderson und Peter Marl augenblicklich bereit, sie zu begleiten, wenn sie aus dem Wagen sprangen.

Vier wohlbewaffnete Männer hatten von Räubern nicht viel zu fürchten, und so belohnte mancher malerische Fleck, manche Ruine von hetrurischen Städten und zerstörten Tempeln, welche abseits der breiten Heerstraße lagen und in keinem Reisehandbuch verzeichnet stehen, ihre Nachforschungen.

Wie verführerisch auch eine Abschweifung sein mag, so wollen wir, da wir keine Reisebeschreibung zu liefern beabsichtigen, der Versuchung doch widerstehen

und es unterlassen, unsern Reisenden von Station zu Station auf ihrem Wege zu folgen. Parma, Bologna, Florenz und Sienna lagen hinter ihnen und sie waren nur noch eine Tagreise von der ewigen Stadt entfernt, als der geheime Wunsch der beiden Freunde, einen Sturm in den Bergen zu erleben, zum großen Verdruß der Postillone, unerwartet erfüllt wurde, die mehrfach aber vergebens Vorstellungen gegen eine Verzögerung unterwegs erhoben hatten, die sie für höchst unnöthig ansahen.

Kurz vor Sonnenuntergang stiegen schwere, schwarze Gewitterwolken drohend am Horizont auf und ein kalter Ostwind — der gefürchtete Tramontano — strich von den Appeninen herab, die sie so eben verlassen hatten, wie wenn er sie durchaus hätte einholen wollen. Die ganze Natur verkündigte einen Aufruhr, — das heisere Gekreische des Adlers, der mit schweren Schwingen sein einsames Nest aufsuchte — die plötzliche Stille im Insektenleben, — das phantastische Schwanken der Zweige der Fichtenbäume, welche die Felsen einfaßten, deren granitene kahle Scheitel darüber sichtbar waren, alles dieß zusammen waren untrügliche Anzeichen von dem bevorstehenden Kampf der Elemente.

Die Nacht hatte den Himmel in ein dichtes schwarzes und undurchdringliches Leichentuch gehüllt; kein Stern war sichtbar, als das Gewitter in seiner ganzen Großartigkeit und Erhabenheit ausbrach. Breite zackige Blitze, in rascher Aufeinanderfolge von Donnerschlägen unterbrochen, welche in den Echos der Berge wiederhallten, machten zuweilen die Landschaft sichtbar, um aber hernach eine um so tiefere Finsterniß

zu hinterlassen, so daß die Postillone es für nöthig erachteten, abzusteigen und ihre eingeschüchterten Pferde zu führen.

Zuweilen schien der Wagen förmlich in Schwefelflammen eingehüllt zu sein, welche die darin Sitzenden die entsetzten Gesichter der Lenker der Thiere erkennen ließen.

„Wie erhaben!“ murmelte Oliver.

Philipp drückte ihm stillschweigend die Hand.

„Herrlich,“ bemerkte der Major, „wie überhaupt alle Naturerscheinungen.“

Trotz des tiefen Respekts, welchen Peter Marl für die Ansichten seines Herrn und unseres Helden hegte, konnte er doch nicht umhin, insgeheim zu wünschen, das Gewitter möchte sich legen, oder hätte wenigstens mit seinem Ausbruch so lange gezögert, bis das Posthaus glücklich erreicht gewesen wäre. Der Major und seine Zöglinge hätten seiner Ansicht nach die Sache ebenso bequem unter dem Schutz eines behaglichen Daches und bei einem guten Abendessen auf dem Tische bewundern können.

An ein Vorüberziehen war aber vorerst noch gar nicht zu denken. Es folgte Schlag auf Schlag mit entsetzlicher Wuth und der Regen strömte förmlich sündfluthartig herab.

Die Pferde wurden zuletzt so widerspenstig, daß die Reisenden es für das sicherste hielten, trotz aller Nässe und Dunkelheit den Wagen zu verlassen und wenigstens vorübergehend eine Zuflucht unter den überhangenden Felsen zu suchen, welche eine Seite des Weges einfaßten. Auf der andern Seite gähnte ihnen ein Abgrund entgegen, der so tief war, daß

selbst die breitgezackten Blitze nur theilweise seine Schwindel erregende Tiefe erhellten.

„Wie weit ist es noch nach dem Posthause?“ fragte der Major die Postillone.

„Acht (italienische) Meilen,“ bemerkte der älteste darunter in einem so kläglichen Tone, daß man leicht daraus erkennen konnte, wie gering seine Hoffnung sei, dasselbe zu erreichen.

„Gibt es nicht in der Nähe ein Obdach?“

„Nein, Signore.“

„Doch, Paolo; doch!“ unterbrach ihn sein Kamerad, „du vergißt die Casa Inglese.“

Paolo bekreuzigte sich gläubig und murmelte das Wort „Ketzer.“

Es ist merkwürdig, wie gläubig die Italiener der untern Stände in schwierigen oder gefährlichen Momenten werden.

Die Worte Casa Inglese (zu deutsch englisches Haus) erregte die Neugierde der jetzt völlig durchnäßten Reisenden und erweckte in ihnen den Gedanken an behagliche Zimmer, ein heiteres Feuer und ein gutes Nachtessen, welches die Bezeichnung „Ketzer“ des Postillons eher zu bestätigen als zu widerlegen schien. Jedenfalls hatte dasselbe nichts Abschreckendes für sie; und als sie erfahren hatten, daß es nur eine Meile von hier entfernt sei, beschlossen sie sogleich, sich dahin zu Fuß auf den Weg zu machen.

Sie gelangten begreiflicher Weise, der Pferde wegen, die geführt werden mußten, nur langsam dahin. Unterwegs erfuhr Major Henderson von den Postillonen folgende nähere Umstände:

Die „Casa Inglese“ war, wie es schien, eine

jener befestigten Farmen, die man so häufig in der Campagna trifft und gehörte der Familie Spada. Seit zehn Jahren etwa war sie von einem Engländer bewohnt — die Postillone kannten ihn unter keinem andern Namen, — der, wie es schien, die Bauern im höchsten Grade gegen sich hatte, weil er ein neues System der Kultur unter ihnen eingeführt hatte. Da die Ländereien einen Theil eines Lehen bildeten, so war er berechtigt, gewisse Frohnarbeiten von ihnen zu verlangen, die er auch mit unnachsichtlicher Festigkeit ihnen nicht nachließ. Gleich den meisten Neuerern war es ihm nicht möglich gewesen, seine Autorität ohne Gefahr geltend zu machen; sein Wohnhaus war zweimal von Räubern überfallen und die Oekonomiegebäude, welche seine Wein- und Oelpressen enthielten, in Brand gesteckt worden. Mehrere dieser Räuber waren von dem hartnäckigen Ketzer erschossen und der Brand wieder gelöscht worden, ohne daß die Pressen wesentliche Beschädigungen erlitten hätten, welche er durch die Bauern zwangsweise wieder herstellen ließ.

Als sie endlich sahen, daß sie den hartnäckigen Engländer weder abzuzwingen noch einzuschüchtern vermochten, nahm ihre Feindseligkeit gegen ihn allmählig ab, und die Italiener bequemten sich, wenn auch mit Murren, die Wohlthaten zu genießen, welche sein Fleiß und seine Ausdauer allmählig über den ganzen Distrikt verbreiteten. In keiner der benachbarten Gemeinden wurde der Pacht so regelmäßig bezahlt oder befanden sich die Bewohner in so behaglichen Umständen.

Man darf übrigens nicht glauben, daß solche

Resultate nur durch die Energie des beistandlosen Mannes, der noch dazu ein Fremdling war, hätten zu Wege gebracht werden können. Der fürstliche Eigenthümer des Lehens, der seinen Vortheil in dem verbesserten Zustande der Dinge fand, unterstützte ihn mit dem vollen Gewicht seines Einflusses und Ansehens. Die Magistrate und die Polizei erhielten Befehle, seine Person und sein Eigenthum zu schützen. Was die erstere anbelangt, so verließ sich der Eindringling, wie es schien, nur auf sich selbst, indem er niemals das Haus anders verließ, als wohlbewaffnet und in Begleitung mehrerer grimmigen Hunde, der Schrecken der Landstreicher und Spitzbuben in der Nachbarschaft.

Wie unsere Leser sich wohl vorstellen können, so waren die Reisenden nach diesen Mittheilungen sehr gespannt, die Bekanntschaft ihres Landsmannes zu machen; sie bewunderten die Energie, den unerschütterlichen Muth und das Selbstvertrauen eines Mannes, der sein Schicksal einem fremden Boden anvertraut hatte, und trotz der Vorurtheile und der Opposition seiner Umgebung seine Stellung zu behaupten wußte.

„Hat er denn keine Familie?“ fragte Oliver.

„Einen Sohn, von Ihrem Alter ungefähr, der sich gewöhnlich in Rom aufhält, — er soll, so viel ich höre, ein Maler werden, — und eine furchtbare Menge von Hunden,“ antwortete Paolo, der naiver Weise die Thiere mit zur Familie zählte. „Sie sind nicht wie die Hunde hier zu Lande,“ fügte er bei, „sondern häßliche wilde Bestien mit großen flachen Köpfen, blutgierigen Augen und scharfen Zähnen!

Der heilige Antonius schütze uns vor solchen Zähnen; ich habe es selbst gesehen, daß einer davon einen Büffel zusammengerissen hat!“

„Es sind Bulldoggen!“ rief Philipp, dem diese Beschreibung vielen Spaß machte.

Der Weg, welcher zurückzulegen war, betrug nicht viel mehr als eine Meile (etwa 25 Minuten) und doch brauchten die Reisenden wenigstens eine Stunde, um das Thal zu erreichen, das eigentlich mehr parallel mit der Campagna lief, als einen Theil derselben bildete. Das Gewitter hatte noch nicht nachgelassen und bei dessen Blitzen erblickten sie das Gebäude, das auf den ersten Anblick wie eine Veste aus den Zeiten des Mittelalters aussah. Eine hohe Mauer mit Schießscharten für Musketen umgab das Hauptgebäude, zu welchem man nur durch einen mit Thürmchen versehenen Thorweg gelangen konnte.

„Ecco la casa Inglese,“ (Hier ist das englische Haus!) riefen beide Postillone in erfreutem Tone. Da sie in Gesellschaft von Engländern sich befanden, so hatte sich ihre Angst bei dem Gedanken, eine Nacht hier zubringen zu müssen, gelegt oder wenigstens sehr vermindert.

Das Gebäude war ohne Zweifel in unruhigen Zeiten erbaut und von seinen frühern Besitzern zuweilen als Jagdsitz bewohnt worden, indem die Nachbarschaft von Wild aller Art, worunter namentlich viele Eber, wimmelte.

Obgleich das rothe, durch die stark vergitterten Fenster scheinende Licht, andeutete, daß der Bewohner sich noch nicht zu Bett gelegt habe, so verfloß doch einige Zeit, ehe die nächtlichen und jetzt ganz

durchnäßten Wanderer durch fortgesetztes Pochen und Rufen sich hörbar machen konnten, so laut war das Rollen des Donners. Endlich erschien ein Mann am Fenster und fragte, wer da sei.

„Reisende, welche das Gewitter überrascht hat," antwortete Major Henderson auf italienisch, „und welche um ein Obdach bitten."

„Engländer!" riefen die Postillone.

Das Gesicht verschwand vom Fenster.

„Wenn ihr wirklich Engländer seid," rief eine jugendliche Stimme, „so sprecht in eurer Landessprache."

Begreiflicher Weise wurde dieser Wunsch augenblicklich erfüllt, worauf das Hauptthor sogleich geöffnet und die Gesellschaft in eine weite Halle eingelassen wurde, welche mehr als die Hälfte des untern Theils des Gebäudes einnahm. Zu ihrer großen Freude brannte ein großer Stoß Reisigbüschel lustig in dem colossalen Kamin, vor welchem ein Schäfer, mit einem rohen Ziegenfell über die Schultern, saß.

„Ruhig, Haro! ruhig!" rief ein schlanker, anständig aussehender Jüngling, einem prächtigen Exemplar von Bluthund zu, der beim Anblick von Fremden aufgesprungen war und ein leises heiseres Brummen hören ließ.

Augenblicklich legte sich das Thier wieder am Feuer nieder.

„Halten Sie uns nicht für unfreundlich und ungastlich," sagte der Jüngling, seinen unerwarteten Gästen entgegentretend; „aber dieses Land ist nicht wie England, und in meines Vaters Abwesenheit kann ich nicht vorsichtig genug sein. Ich vermag

Ihnen nicht viel anzubieten," fuhr er fort, — „ein Obdach, ländliche Kost und Wein aus den Albaner Bergen."

Die Reisenden versicherten ihn, daß sie sich glücklich schätzen, nur das erstere zu finden.

„Philippo," fuhr ihr Gastfreund fort, an den Mann im Ziegenfell sich wendend, — wahrscheinlich derselbe, der zuerst auf das Pochen der Reisenden erschienen war — „sieh nach den Pferden und komm dann wieder, um mir bei der Zubereitung des Nachtessens für unsere Gäste behülflich zu sein."

Diese Befehle wurden auf italienisch ertheilt. Der Schäfer erhob sich von seinem Sitze und pfiff dem Hunde, damit er ihm folge.

„Sie hätten eben so gut englisch sprechen können, Herr," sagte Peter Marl mit seiner gewohnten Derbheit.

Der Major und dessen Zöglinge sahen den alten Soldaten erstaunt an.

„Kein Italiener kann so pfeifen," fuhr Peter fort.

„Schweige, Peter!" rief sein Herr. Der alte Mann langte auf militärische Weise an seine Mütze.

„Er hat ganz recht," rief ihr Gastfreund mit nichts weniger als verlegener Miene; „Philipp ist ein Engländer; ich bin aber gewöhnt, italienisch mit ihm zu reden. Ich spreche überhaupt selten eine andere Sprache."

„Wahrscheinlich, seitdem Sie England verlassen haben?" bemerkte der Major.

„Ich bin nie in England gewesen," versetzte der Jüngling leicht erröthend.

Mit Hilfe Peter Marls und des Mannes im Ziegenfelle wurde das Gepäck von den Postillonen in die Halle geschafft, denen man zu wissen that, wo sie Pferde und Wagen die Nacht über unterbringen könnten.

Hierauf wurden die Thore der Casa Inglese gegen jeden Eindringling sorgfältig verschlossen.

Nachdem unsere Reisenden ihre durchnäßten Kleider gewechselt hatten, setzten sie sich um das Feuer, während das Nachtessen bereitet wurde, — ein Geschäft, bei welchem die Mithülfe Peter Marls von ganz unschätzbarem Werthe war. Der alte Feldsoldat hatte die Kochkunst nicht verlernt, welche er in der Noth während des Kriegs auf der Halbinsel sich angeeignet hatte, und welche ihn in die Lage versetzte, ein ganz erträgliches Mahl mit ziemlich armseligem Material zu bereiten. Glücklicherweise wurde aber dießmal seine Erfindungsgabe auf nicht allzuharte Probe gestellt, denn es fand sich ein im Hause frisch geschlachtetes Zicklein und eine große Menge Polenta vor, — eine Art von Kuchen, welcher aus indianischem Korn gefertigt wird und das gewöhnliche Surrogat für Brod bei den italienischen Bauern bildet.

Es war nicht möglich auf natürlichere und ungezwungenere Weise die Honneurs zu machen, als es von Seite ihres jungen Gastfreundes geschah, die allerdings mit seinem Wohnhause stark contrastirte, indem man an diesem Orte nicht so viele Erziehung und gute Lebensart finden zu dürfen hoffen konnte. Von sich selbst sprach er ganz offen, — von seiner Geschmacksrichtung, seinen Studien, von seinem Leben in Rom; nur wenn auf seinen Vater die Rede kam,

dessen Abwesenheit er bedauerte, zeigte er eine gewisse Zurückhaltung.

„Sie können sich das glückliche Leben eines Kunstschülers in Rom gar nicht vorstellen; seine Bedürfnisse sind so gering und der Genüsse gibt es so viele. Wie fadenscheinig auch sein Rock sein mag, so stehen ihm doch die Gallerien selbst von Fürsten offen; er kann ganze Tage darin zubringen, seine Studien machen, kopiren oder träumen, wie es ihm beliebt. Die Ateliers unserer großen Maler und Bildhauer sind für ihn ebenso zugänglich; Thorwaldsen fühlt sich nie glücklicher, als wenn er einem Neuling in der Kunst mit Rath und That Beistand leisten kann; auch unser Landsmann, Gibson, steht ihm an Freigebigkeit nicht nach."

„Ich sehne mich darnach, die Schauplätze, von denen Sie sprechen, aufzusuchen und kennen zu lernen," rief unser Held, durch diese Begeisterung erwärmt.

„Sie?" wiederholte der Jüngling lächelnd.

„Warum nicht? Muß man denn gerade selbst Künstler sein, um die Kunst schätzen und würdigen zu können?"

„Gewiß nicht," versetzte sein Landsmann; „auch würde mich bei einem Deutschen oder Franzosen dieser Wunsch gar nicht überrascht haben; aber bei einem Engländer" —

Er hielt inne; Offenheit und Wahrheitsliebe schienen mit der Befürchtung zu kämpfen, daß er etwas aussprechen möchte, was vielleicht verletzen könnte.

„Nun," sagte Oliver, „an einem Engländer?"

„Diese befreunden sich in der Regel nicht mit

uns," bemerkte der Jüngling; „sie sind zu reich und der Mehrzahl nach zu abgeschlossen; ihr Leben gleicht nicht dem unsrigen, — ihre Vergnügungen haben nichts gemein mit den unsrigen. Es hat mich schon oft tief betrübt und geschmerzt," fuhr er fort, „wenn ich mein Entgegenkommen mit kalter Gleichgültigkeit aufgenommen sah, — die sich vielleicht bald in ein vornehmes Staunen verwandelt hätte, wenn ich gesagt hätte, daß ich ein Engländer sei."

„Werden Sie eine Berühmtheit," rief Major Henderson, „und Sie werden sich nicht mehr über deren Vornehmheit und Abgeschlossenheit zu beklagen haben, sondern vielmehr ihre Herablassung noch viel drückender finden, als ihre Kälte. Die Engländer sind leidenschaftliche Bewunderer des Genius," fuhr er fort, „aber sie stehen ihm nicht bei in den Kämpfen, die er anfangs zu bestehen hat, auch ermuntern sie ihn nicht durch ein Beifallslächeln, wahrscheinlich aus Furcht, Tomback für Gold gehalten zu haben. Sobald derselbe aber den Stempel erhalten hat, der ihn gangbar macht, so fallen sie anbetend vor ihm auf die Kniee nieder."

„Herr Major, Herr Major!" unterbrachen ihn seine jungen Gefährten, „so etwas von Ihnen?"

„Es ist dieß eine traurige Wahrheit," erwiderte der Veteran. „Ich bin der Letzte, der sich absichtlich einer Ungerechtigkeit gegen seine Landsleute schuldig machen möchte; aber in England ist der Kampf des Genius nichts weiter als ein fortgesetztes Ringen mit Armuth und Vernachläßigung. Die Welt sieht kalt zu und ruft væ victis — wehe dem Besiegten!"

Es war schon sehr spät, als die Reisenden sich zur Ruhe zurückzogen. Die Frische der Gefühle und Gedanken des seltsamen Jünglings hatte der Unterhaltung einen großen Reiz verliehen. Oliver und Philipp fühlten beide dessen Einfluß, dem selbst ihr Mentor, bei all seiner Erfahrung von der Macht des ersten Eindrucks, nicht ganz entgehen konnte.

„Es sieht etwas armselig bei uns aus," sagte der Gastfreund, der die jungen Männer in ihr Zimmer führte, „aber Sie können mit voller Sicherheit hier schlafen, und das ist mehr, als Ihnen in manchem wohl eingerichteten Gasthaus gewährt werden könnte. Gute Nacht."

„Gute Nacht," wiederholte unser Held, ihm die Hand reichend. „Aber Sie haben uns noch nicht einmal gesagt, mit welchem Namen wir Sie anzureden haben."

„Ernst," versetzte der junge Mann, „Ernst Austin. Weßhalb fragen Sie aber?"

„Wir wünschen immer den Namen Derjenigen kennen zu lernen, die uns werth sind," bemerkte Oliver Brandreth lächelnd.

Anstatt das Zimmer zu verlassen, setzte sich sein neuer Bekannter — Freund ist wohl nicht das rechte Wort, um ihn damit jetzt schon zu bezeichnen — an das Fenster und schien einige Minuten lang in tiefes Nachdenken versunken.

„An was denken Sie?" fragte Oliver. „Es liegt doch gewiß nichts in der Bitte, das Sie hätte verletzen können."

„Im Gegentheil," sagte Ernst, „sie hat mich hoch erfreut."

„Und doch sinnen Sie nach!“

„Ich stellte die Frage an mich, ob Ihre Worte nichts weiter als eine Form der Höflichkeit, — Töne, die eben so rasch vergessen sind, als sie ausgesprochen werden, eine Höflichkeitsbezeigung, welche in einer Nacht wie diese jeder Mensch selbst gegen seinen geringsten Mitbruder aussprechen würde, oder ob sie der Ausdruck eines echten Gefühls waren. Es war von jeher der Wunsch meines Lebens,“ fügte er hinzu, „einen Engländer zum Freunde zu besitzen.“

„Es stehen Ihnen zwei zu Diensten, wenn Sie sie annehmen wollen,“ rief Philipp. „Weßhalb sollten Sie an uns zweifeln?“

„Ich bin arm,“ versetzte Ernst, ohne das mindeste Zeichen, daß er sich dieses Geständnisses schäme oder darüber in Verlegenheit gerathe, „und Armuth ist sehr empfindlich.“

„Und was hat denn Armuth mit Freundschaft zu schaffen?“ fragte unser Held. „Bald will es mir scheinen, als ob Stolz das rechte Wort wäre. Hätte ich einen Augenblick vermuthet, daß Sie reich oder von vornehmer Geburt wären, so würde ich das Anerbieten nicht gemacht haben. Ich verabscheue Alle, die auf solche Dinge Jagd machen.“

„Freundschaft verlangt Gleichheit,“ bemerkte der Jüngling, dessen Ansichten für sein Alter höchst auffallend waren, „und Sie sind reich.“

„In einer Hinsicht haben Sie recht,“ sprach Oliver ernst. „Allerdings verlangt Freundschaft Gleichheit, was Ehrgefühl, Wahrheitsliebe, Muth und jene höheren Eigenschaften anbelangt, die deren Reiz ausmachen. Aber Reichthum! Pah! der ist nichts

weiter als der Unrath des Lebens. Vielleicht sagen Sie, ich spotte darüber, weil ich, wie Sie, mich eines solchen Besitzes nicht rühmen kann."

„Es freut mich dieß," antwortete, Ernst herzlich seine Hand schüttelnd. „Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie glücklich Ihr Geständniß mich macht. Und Ihr Freund?"

„Oh! der ist reich," rief Oliver lachend. „Der Erbe seines Vormunds weiß allein, wie viele Tausende im Jahr, — Ländereien, Farmen, Pflanzungen, eine halbe Insel er zu erwarten hat. Nicht wahr? Deßhalb müssen Sie ihn gerade so behandeln wie ich, mit derselben Unterwürfigkeit und dem tiefsten Respekt.

„Philipp," fuhr er fort, „reiche mir meine Pantoffeln. Dank Dir, alter Junge."

Dieser kleine Zwischenfall trug mehr dazu bei, ihren neuen Bekannten von einem Gefühl zu heilen, das mit der Zeit krankhaft hätte werden können, als eine stundenlange Rede es vermocht hätte.

„Ich danke Ihnen," sprach Ernst, nachdem er noch einmal eine gute Nacht gewünscht hatte, „ich werde die Lektion nicht vergessen."

„So ists recht," versetzte Oliver. „Sie werden uns also in Rom aufsuchen."

„Philipp," fuhr er fort, sobald sie allein waren, „an was erinnert Dich dieses Zimmer hier?"

Dieses Zimmer sah fast noch trauriger aus, als jenes, in welchem die jungen Männer in Rockingham Hall die Nacht zugebracht hatten, auf welches er anspielte. Die Mauern waren von unbehauenem Stein-

werk, das roh zusammengefügt war, der Boden war mit Backsteinen belegt, wie in England etwa die Scheunen und Oeconomiegebäude; ein einziges Fenster ohne Vorhang öffnete die Aussicht in den Hof, und da das Gewitter jetzt vorüber war, so war es hell genug, daß man die massiven Sparren sehen konnte, an welchen Welschkornkolben, Schweinskeulen und getrocknete Früchte als Vorrath für den Winter aufgehangen waren.

Die Betten bestanden aus nichts weiter als aus Blätterhaufen von indianischem Korn, ein sehr allgemeines Surrogat für Federn in Italien, das noch überdieß den Vortheil hat, daß es viel reinlicher ist.

Augenscheinlich gaben sich die Bewohner der Casa Inglese gar keine Mühe, ihre Armuth zu verbergen.

„Nun, es gefällt mir hier besser als in dem Gemach, auf das Du anspielst. Jenes möchte ich um keinen Preis mehr besuchen."

„Auch ich nicht," sagte Oliver schaudernd.

„Es sah aus wie eine Todtenkammer und ich bin überzeugt, daß es auch ebenso dumpf wie eine solche ist. — Doch sprechen wir jetzt nicht mehr davon. Wir sind einem Abenteuer, für die heutige Nacht wenigstens, entgangen und ich zweifle nicht, daß wir hier ebenso fest schlafen werden, als unter dem Dache des liebevollen alten John Compton in London."

Philipp irrte sich aber. Der Schlaf stellt sich nicht immer ein, wie wir es wünschen. Der Körper kann ermüdet und erschöpft sein und das Gehirn dennoch fortwährend mit den Eindrücken des Erlebten beschäftigt bleiben. Mehr als eine Stunde lang fuhren die jungen Männer fort, von dem, was sie den

Tag über erlebt hatten, zu sprechen, — von dem Ungewitter in seiner schreckbaren Größe, — von der Casa Inglese und den merkwürdigen Bewohnern darin.

Eben, als ihre müden Augenlieder sich zur Ruhe schließen wollten, schreckte sie das laute Gebell von mindestens einem Dutzend Hunde in ihrem Bette auf und sie liefen an das Fenster, um die Ursache davon zu erfahren.

Ein einzelner Reiter, auf einer großen schwarzen Stute sitzend, verlangte Einlaß, indem er wiederholt die Namen „Ernst" — „Philipp!" rief.

Ein unwillkürlicher Ausruf des Erstaunens entfuhr Oliver und Philipp, als sie in dem Ankömmling den geheimnißvollen Bettler von Mailand erkannten. Man konnte sich in der gemessenen Stimme, dem ruhigen, befehlshaberischen Ton, in welchem er die Hunde ausschalt, die plötzlich ihr wüthendes Gekläffe in ein fortgesetztes, freudiges Bellen verwandelten, während sie an ihm hinaufsprangen, nicht irren.

„Kusch' Dich, Haro; kusch' Dich, Rock!" wiederholte er.

Jetzt erschien auch Ernst und der Mann in dem Ziegenfelle.

„Hieher, Vater," sagte der erstere, nachdem er den Bettler bewillkommt hatte. „Philipp wird Dir das Pferd abnehmen. Wir haben Gäste im Hause."

Die jungen Männer meinten, der Vater wiederhole das Wort „Gäste" in unzufriedenem Tone und zogen sich vom Fenster zurück. Ihre Neugierde hatte Anfangs fast an Bestürzung gegränzt. Ueberzeugt, daß keine Gefahr zu fürchten sei, erlaubte ihnen das

Gefühl, das sie der empfangenen Gastfreundschaft sowohl als ihrer Ehrenhaftigkeit schuldig zu sein glaubten, nicht, die Rolle von Lauschern zu spielen.

„Sein Vater," versetzte unser Held. „Um Ernst's willen wünsche ich, daß hinter so vielem Geheimnißvollen nichts Schlimmes steckt."

Die Sonne strahlte herrlich in das Zimmer der beiden Freunde, als zu früher Morgenstunde des folgenden Tages der Eigenthümer der Casa Inglese in dasselbe trat und diese sanft aus dem Schlafe erweckte. Wir brauchen wohl kaum zu versichern, daß die beiden jungen Männer ihn mit großem Interesse anblickten.

Der zerrissene Mantel nebst Schlapphut waren bei Seite gelegt und er war jetzt in die Tracht eines Landmanns oder Pächters gekleidet. Er mochte etwa fünfzig Jahre zählen, vielleicht auch etwas weniger, wenn man die tiefen Linien auf seiner Stirne mehr den Sorgen als der Zeit zuzuschreiben geneigt war. Ein dichter Backen- und Schnurrbart verbarg vollständig den Ausdruck des untern Theils seines Gesichts.

Es war eine Physiognomie, die man einmal gesehen, nie wieder vergaß; besonders merkwürdig waren die großen, glänzenden, schwarzen Augen.

„Wo habe ich denn diese Augen schon gesehen?" fragte sich Oliver in Gedanken. „In Mailand fielen sie mir nicht auf."

„Manche Leute würden dieses Zusammentreffen vermieden haben," sprach ihr mysteriöser Besucher, „ich aber suchte es auf. Mein Sohn hat mir nicht nur die Umstände, durch welche Sie meine Gäste wurden, sondern auch die Neigung mitgetheilt, die gegen-

seitig besteht, diese Bekanntschaft weiter fortzusetzen. Freundschaft, glaube ich, war das Wort," fügte er bei.

„Es muß dieß gewesen sein, wenn es unsere Gefühle für ihn ausdrücken soll," bemerkte unser Held. „Aber vielleicht glauben Sie an Dinge der Art, wie Freundschaft, nicht?"

„Gerade weil ich daran glaube," versetzte der Gastfreund stolz, „wünsche ich zu erfahren, welchen Eindruck unsere Bekanntschaft in Mailand — wenn ich mich so ausdrücken darf — auf Sie gemacht hat. Unser letztes Zusammentreffen muß Sie überzeugt haben, daß ich kein Bettler gewöhnlichen Schlags bin."

„Soll ich es Ihnen sagen?" fragte Philipp, der vergebens den eigenthümlichen Eindruck, welcher auf dem Gesicht seines Freundes sich kundgab, während er mit dem angeblichen Bettler sprach, sich klar zu machen suchte.

„Anfangs hielten wir Sie für einen Spion; aber nach dem Rencontre mit Cimitelli gelangten wir zu dem Schlusse, daß Sie einer der Leiter von Carbonari oder irgend einer andern politischen Verbindung seien, wodurch Sie sich zu dieser Verkleidung veranlaßt sehen könnten."

„Und Sie bildeten sich also keine ungünstige Meinung von mir?"

„Nein," riefen die beiden jungen Männer.

„Dann ist es besser, wenn ich Ihnen das Geheimniß nicht mittheile," bemerkte der Gentleman, denn ein solcher war er, seiner Sprache und seinem Benehmen nach zu urtheilen, wenigstens in der gewöhnlichen Bedeutung dieses Wortes. „Die Kennt-

niß davon könnte Sie später in eine peinliche Lage versetzen. Aus demselben Grunde habe ich es auch meinem Sohne vorenthalten. Er hält seinen Vater für arm, aber er schämt sich an dessen Armuth nicht."

„Schämen!" wiederholte Oliver, „ich glaube eher, daß er sich etwas darauf zu gut thut."

Einige Sekunden lang trat eine Pause ein. Der Gastfreund machte eine Miene, als wenn er nicht gerade diese Antwort erwartet hätte.

„Ich sehe," fuhr Oliver fort, „Sie wünschen, daß wir die Umstände, unter welchen wir uns zweimal begegnet haben, Ernst verschweigen sollen. Lieber Herr, warum sagen Sie dieß nicht gerade heraus? Philipp und ich sind die ungeschicktesten Leute im Errathen von Räthseln."

„Außer wenn dieselben Sie interessiren," bemerkte Mr. Austin lächelnd.

Philipp konnte nicht begreifen, wie diese unverfängliche Bemerkung das Gesicht seines Freundes röthen konnte; ebenso schien auch Ernst's Vater darüber erstaunt. In demselben Augenblicke aber, in welchem der letztere diese Worte sprach, tauchte in Oliver die Erinnerung an ein gewisses Porträt in Rockingham Hall auf und er schauderte unwillkürlich.

„Es kann nicht sein," rief er in Gedanken aus, „ich täusche mich — und doch sind diese Augen so merkwürdig ähnlich."

Ende des zweiten Bandes.

Bayerische Staatsbibliothek

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Smith, John Frederick

Milly Moyne Roman von J. F. Smith. Aus dem Englischen von Albert von Schraishuon

Bd.: 2

Stuttgart 1860

P.o.angl. 565 s-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10752283-5